

Kf



Die Zukunft

Herausgeber:

D. v.

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Dogmatik ist tot. Von Karl Jentsch	1
Erasmus. Verse von Theodor Fuchs und Hans Müller	9
Von neuzeitlicher Malkunst. Von Franz Meinhart	11
Der Geißbrenner. Von Peter Hofegger	26
Jungfrauen. Von Heinrich Mann	31
Der kleine Prophet	38

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1905.

C. F. Amelang's Verlag in Leipzig.

Von den

Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen

ist soeben der längst erwartete und durch die Ereignisse in Russland in den Mittelpunkt des literarischen Interesses gerückte

II. Band: Geschichte der russischen Litteratur von Prof. Alex Brückner, Preis: broschiert M. 7.50; in Leinen geb. M. 8.50; in Halbfranz geb. M. 9.50

erschienen. — Würde der erste Band unserer Sammlung, die „Geschichte der poln. Litteratur“ von Prof. Dr. Al. Brückner, von massgebender Seite mit dem Worten begrüßt: „dass derart die Litteraturgeschichten der Zukunft beschaffen sein werden, keine ästhetischen Auseinandersetzungen, sondern an Land und Leute ihrer Kultur und Geschichte die Litteraturerzeugnisse anknüpfend und erklärend“, so ist kein Zweifel, dass die „Geschichte der russischen Litteratur“ berufen ist, uns einen tiefen Einblick in die Volksseele unseres östlichen Nachbarreiches zu gestatten, für die politisch-soziale Entwicklung der Russen uns den Schlüssel in die Hand zu geben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Brockhaus

Konversations-Lexikon, neueste Auflage, komplett, 17 Bände, liefern unter **günstigsten Bedingungen** Bial & Freund, Breslau II und Wien XIII. Reichillustrirter Luxusprospekt No. 416 L gratis und frei. Vertreter gesucht.

Harmoniums

der Firma Schiedmayer-Transportsabrik Köllichenstr. 47, Weichitz b. Reifers und Hünigs, Berlin, Hiltowstrasse 46. Bekannt von den ersten Musik-Konzerten. Aussergewöhnliche Klang- und Stimmorgel von

90. 110 an. Man befrage den illustrierten Katalog gratis und franko.

Schönstes Geschenk. Unentbehrlich für Raucher

sind unsere gesetzlich geschützten Importenkasten u. Schränke zum Frischhalten von Havanna-Cigarren.

Illustrierter Katalog mit Anerkennungen aus den höchsten Kreisen gratis und franko.
Aachen-B. Schagen & Co.

Das Schmerzloseste Zahnziehen ohne Narkose

ist **unstreitig** die von mir **seit Jahren** in vielen tausend Fällen mit bestem Erfolge und zur größten Zufriedenheit meiner Patienten angewandte **eigene**

Infiltrations-Methode.

Bestempfohlen von Aerzten und höchsten Patienten.

Sorgfältige Erhaltung der Naturzähne

Zähne ohne Platte . . . Porzellan-Plomben

Linde, jetzt: Behren-Strasse 20

vis-à-vis
Metropol-Theater.

durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichsstrasse 10
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Inseraten-Pr. „Die Zukunft“
Annahme fr.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreiundfünfzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1905.

3994

Inhalt.

<p>Alfonso j. Notizbuch 304. Adenleben, Graf j. Personalia. Amerika 254 Aristisches Denken 141 Ballin 362 Banken und Industrie 444 Bastian, Adolf 352 Ben Dovid 356 Bescherung, die 413 Biologie und Kriminalistik 100 Bismarck als Redner 217 Bismarck, Johanna 257 Bloch, Josef 203 Börsenreform 467 Bogerauffstand in China j. October Equus. Briefe, drei 448 Buchbinderei Akt.-Ges., Leipziger j. Sanirungen. Byzantine Empire, The 490 Carnegie, Andrew j. Krösus-philosophie. China j. October Equus j. a. Schwarzseher. Comte j. Spencer. Corot-Courbet 170 Delbrück j. Notizbuch 194. Delcassé j. October Equus. Denken j. Aristisches. Deutsches Theater 235 Diplomaten j. Personalia j. a. Notizbuch 308. Dogmatik, die, ist tot 1 Einfälle 321 Eisenwerk Braunschweig j. Sanirungen.</p>	<p>Ehrengerichte j. Militärische. Englisch-französisches Bündniß j. October Equus. Fantin-Latour 475 Friedensfreunde j. Briefe. Friedrich der Vierte von Dänemark 400 Gaedke j. Militärische Ehrengerichte. Gedanken 116 Geißbrenner, der 26 Geschichtsphilosophie, neue 207 G. m. b. H. 151 Goethe über Ungarn 86 Götterbild, das 148 Hände, die 482 Hartmann, v. j. Dogmatik. Herrscher, die 295 Hohenlohe-Langenburg j. Notizbuch 310. Japanisches Theater 429 Industrie j. Banken. Interventionen 300 Israel, Kommerzienrath 311 Israel, der Fall 410 Jultanz 377 Jungfrauen 31 Kartelle und Staat 45 Kaufmann von Venedig j. Theater 328. Keon j. Theater 326. Kinderchutzgesetz, das 316 Klaus Kniphof 323 Kleid, das, des Menschen 467 Konzertphantasie 245 Kriminalistik j. Biologie. Krösusphilosophie 57</p>
---	---

Künstlerkongreß, der	76	Rußland f. Notizbuch 193.
Lansdowne f. Notizbuch 192.		Saalsburg f. October Equus.
Lebensfahrt	285	Sanirungen 82
Lippe-Bießerfeld f. Schwarzzeher.		v. Schoen f. Personalia.
Malkunst, von neuzeitlicher	11	Schwarzzeher, die 155
Madonna	112	Seine Hoheit 113
Märchen	246	Selbstanzeigen 80, 146, 178, 228, 297, 359, 404, 441, 483.
Maroffo f. October Equus, f. a. Schwarzzeher, f. a. Ver- zeherung.		Stephis und Realität 393
Metternich, Graf Wolf f. Perso- nalia.		Sommernachtsraum f. Deutsches Theater.
Militärische Ehrengerichte	130	Spencer und Comte 285
Möller f. Personalia.		Spiegel, der 225
Moltke Denkmal f. Schwarzzeher.		Spiritus-Centrale, die 231
Moriz und Nina	453	Staats-Partelle f. Partelle.
Musikkritik	164	Stein unter Steinen f. Theater 326.
Nebelung	273	Stufe in der Electricitätsbranche f. Notizbuch 186.
1905	485	Theater 326, 366 f. a. Deutsches.
Notizbuch 184, 304.		Thierhalter, der 200
October Equus	87	Thronrede f. Jultanz.
Ostfriesische Bank f. Sanirungen.		Tragikomödie 437
Parteitag in Jena f. Notizbuch 184.		Traum 9
Personalia	121	Truß f. Amerika.
Portland-Cementfabrik f. Sani- rungen.		Tuberkulose-Kongreß f. Notizbuch 190.
Prodomos	343	Ungarn f. Wahlrecht.
Professoren-Austausch f. Notizbuch 191, 307.		Vermögensverwaltungsfelle für Dis- ziere f. Sanirungen.
Professoren, protegirte	402, 479	Vordwärts, der f. Notizbuch 189.
Prophet, der kleine	38	Wahlrecht, das, in Ungarn 195
Realität f. Stepjis.		Waterloo f. Rebelung.
Reichsbank, die	180	Werkring f. Notizbuch 308.
Reichstag, deutscher f. Jultanz.		Wilbe f. Nétif.
Nétif und Wilbe	248	Zwischenpiel f. Theater 366.
Roman, ein neuer	320	



Berlin, den 7. Oktober 1905.

Die Dogmatik ist tot.

Edward von Hartmann verehrte ich als meinen ersten Lehrer der Biologie. Auch in der Erkenntnistheorie und in der Naturphilosophie hat er mir manches Licht ausgestreut. Dagegen muß ich seine Religionphilosophie und Ethik ablehnen. Ich fühle mich ihm gegenüber nicht etwa als Theologen. Vielmehr verdient er den Namen eines Theologen in weit höherem Grade als ich. Ich habe das ganze Alte Testament mindestens zwölfmal und das Neue unzählige Male durchgelesen, ohne mich jemals um die Chronologie der darin enthaltenen Geschichten zu kümmern oder kritisch-exegetische Fragen aufzuwerfen. Solche Dinge sind mir vollkommen gleichgiltig. Auch ist er wahrscheinlich in der modernen protestantischen Theologie belesener als ich. Aber es geht ihm wie den meisten heutigen Religionphilosophen. In einer glaubenlosen Atmosphäre aufgewachsen — der negative Pol der religiösen Erbdache liegt ja wohl irgendwo um Berlin herum —, sind sie mit lebendiger Religiosität niemals in persönliche Berührung gekommen und haben das Objekt ihrer Forschungen nur aus Büchern (also gar nicht) kennen gelernt.

Im Jahre 1870 hat Hartmann unter dem Pseudonym F. A. Müller Briefe über die christliche Religion herausgegeben. Sie sind jetzt (bei Hermann Haacke, Sachsa im Harz) in zweiter, umgearbeiteter Auflage unter dem Titel „Das Christenthum des Neuen Testaments“ erschienen. Eine vollständige Inhaltsangabe hat hier nicht Raum; nur die Hauptgedanken. Der wirkliche Jesus war ein nationaljüdischer Thronprätendent und steht uns in religiöser Hinsicht völlig fern. Er „geht uns, religiös betrachtet, gar nicht mehr an, weil die Voraussetzungen, auf denen sein Leben und Wirken beruhte, im Strom der Zeit spurlos dahingeschwunden sind.“ Er war ein menschenfreundlicher Mann, ist aber in der Humanität hinter dem Talmud zurückgeblieben. In der Erwartung, daß ein Wunder das messianische Reich bringen

werde, die Regelung irdischer Verhältnisse sich darum nicht lohne, lehrt er eine Moral, die ganz unbrauchbar und eigentlich das Gegentheil von Moral ist: Negation des Eigenthumes, der Arbeit, der Familie, des Staates, aller sozialen Institutionen. „Kein Genie, sondern ein Talent, das aber bei völligem Mangel gebiegener Kultur im Durchschnitt nur Mittelmäßiges produziert und nicht vor zahlreichen Schwächen und bedenklichen Verirrungen zu schützen vermag; ein stiller Fanatiker und transszendenter Schwärmer, der trotz angeborener Menschenfreundlichkeit die Welt und das Irdische haßt und verachtet und jedes Interesse dafür als dem einzig wahren transszendenten Interesse schädlich erachtet; ein liebenswürdig bescheidener Jüngling, der durch merkwürdige Verkettung von Umständen zu der damals epidemischen Idee kommt, der erwartete Messias zu sein, und an deren Folgen untergeht.“ Im Ganzen eine nicht sehr bedeutende Persönlichkeit, deren Name der Welt unbekannt geblieben wäre, wenn ihn nicht Paulus, der Gründer des Christenthumes, für sein Lehrgebäude verwendet hätte. Für Gott hat Jesus sich nicht gehalten. Taufe und Abendmahl hat er nicht eingekehrt; auch am Kreuz kein Blut vergossen, denn er ist nicht angenagelt, sondern nur angebunden worden. Alle solche Dinge sind von den Synoptikern, deren Jesus nicht der historische ist, in seine Lebensgeschichte und in seine Lehre hineingetragen worden, weil der inzwischen entstandene Paulinismus sie forderte. Jesus selbst war ursprünglich nur ein Johannesjünger, und was man sein Eoangelium nennt, die Verkündung des nahen Gottesreiches, ist eigentlich das Eoangelium des Täufers. Pauli Dogmen: Erbsünde, stellvertretende Sühne durch Christi Erlösungstod, Gnadenwahl, Vergöttlichung Jesu, Auferstehung des Fleisches sind vernunftwidrig und unannehmbar; seine Ethik ist widerspruchsvoll und minderwerthig. Sein Verdienst besteht in dem Bruch mit dem Judenthum und seiner Gesetzesgerechtigkeit und in der Begründung der sittlichen Autonomie. Hier hat die Entwicklung anzuknüpfen. Die Reformatoren haben die Weiterbildung versucht, aber sie ist ihnen nicht gelungen. „Die Aufgabe, ohne Scheu vor überlieferten Sagen und Dogmen das Prinzip der Autonomie auf Grund der Einwohnung des göttlichen Geistes im Menschen durchzuführen, ist heute für uns dringlicher geworden, als sie es zu irgend einer früheren Zeit war.“ Indem Paulus die Stimmung der vom Geiste Gottes erfüllten Seele als Liebe beschreibt, nähert er sich der Johanneslehre. Die fünf Schriften, in denen diese niedergelegt ist, stammen nicht vom Apostel dieses Namens, sind aber Erzeugnisse seiner Schule. Bleiben wir der einfacheren Redeweise wegen bei dem Personennamen Johannes, so können wir sagen: Dieser Johannes ist ein Mystiker, der die alexandrinische Logoslehre ins paulinische Christenthum einführt und — aber ganz naiv — einen Jesus erfindet, von dem er diese Logoslehre als Offenbarung empfangen zu haben sich einbildet. Er hat „das Wesen

der Religion besser als seine Vorgänger erfasst, indem er das Leben materiell in das Einssein mit Gott, formell in die Einheit von Erkenntniß und Liebe setzte und der verwahrlosten Ethik des Paulinismus an der Liebe die regulative objektive Idee gab, deren sie bedurfte; aber er hat sich hier so wenig wie in anderen Punkten von den Irrthümern der Tradition losreißen können; hat, zum Beispiel, die Liebe auf die Gotteskinder beschränkt und die Ungläubigen dem Teufel übergeben und so zuerst bewiesen, in welchem Grade das Dogma intolerant macht. Aber das johanneische Dogma von der Gotteskindschaft, die nur nicht auf den erdachten Christus und auch nicht auf den engen Kreis der Gläubigen beschränkt werden darf, macht die ganze Ausbeute Deßsen aus, was wir vom Neuen Testament brauchen können. Sie ist das Positive, während die paulinische Autonomie, die Befreiung vom Gewissenszwang, nur die negative Vorbedingung ist. Aller Fortschritt der Religion hängt daran, „daß das Immanenzproblem als das esoterische Centralproblem der Religion erkannt wird und die Bedingungen seiner Lösbarkeit durchschaut werden.“

* * *

Dieser Ansicht stelle ich meine eigene gegenüber. Bekanntlich kommt von all den Gelehrten, die gleich Hartmann versuchen, den historischen Jesus zu konstruiren, jeder zu einem anderen Ergebniß. Der vermeintliche Jesus ist weiter nichts als das Ideal oder das Vorurtheil des Konstrukteurs; und Ralshoff findet an der Stelle der beiden Personen Jesus und Paulus nur zwei Phantasiegebilde: Heroen römischer Proletariatsgemeinden. Jede dieser Konstruktionen hat so viel Werth wie die andere; darum haben sie alle zusammen gar keinen. Sie heben einander auf. Das echte Jesusbild ist unauffindbar. Wer die Menschenwelt mit historischem Blick zu beschauen gewohnt ist, bedauert Das nicht. In der Entwicklung des Kulturkreises, der heute die Erdoberfläche beherrscht, macht sich die göttliche Leitung deutlich bemerkbar. Sie hat auf dem religiösen Gebiet bei Juden und Heiden die Erkenntniß des einen, persönlichen, geistigen Gottes erzeugt und den Glauben an ihn in der Fülle der Zeiten durch die geheimnißvolle Person Jesu zur allgemeinen Volksreligion, zur Weltreligion gemacht. Diese Religion verträgt sich, wie die Erfahrung beweist, mit jeder Kulturstufe, wenn sie auch von den Menschen verschiedener Kulturstufen verschieden gedeutet wird. Sie ist nicht etwa ein System der Philosophie, sondern eine neue Lebenskraft, Seele des Leibes, zu dem sie die Kulturmenschen umgebildet hat. Dieser neue Gesamtmensch wurzelt im Jenseits. Für den Unglücklichen hat das Leben, für den Glücklichen hat der Tod keinen oder einen schrecklichen Sinn. Der Glaube, daß dieses Erdenleben nur die Vorbereitung auf ein jenseitiges vollkommenes Leben sei, von dem wir uns

natürlich keine Vorstellung machen können, verleiht dem Leben wie dem Tod Sinn für Alle. Die Räthsel des Lebens machen uns nun nicht mehr irr, denn wir wissen, daß wir hienieden nur wie in einem verzerrenden Spiegel Das sehen können, was wir im Jenseits zu schauen hoffen, und die schreibbare Zwecklosigkeit und Erfolglosigkeit unseres Wirkens entmuthigt uns nicht. Der Christ thut überall und immer seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Nach Dem, was dabei herauskommt, fragt er nicht. In außerordentlichen Zeiten verleiht der Glaube außerordentlichen Menschen, manchmal auch ganzen von ihnen begeisterten Menschenmassen außerordentliche Kräfte zur Förderung besonderer Zwecke, die nicht ihnen, nur Gott bekannt sind. Gewöhnlich sind solche Enthusiasmen mit Illusionen verbunden, gleich der des Paulus von der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft des Herrn, die übrigens insofern keine Illusion, sondern nur eine perspektivische Ansicht des Weltverlaufes ist, als jedem Einzelnen nach der kurzen Spanne seines Erdenlebens der Jüngste Tag bevorsteht und auch die ganze Weltgeschichte, gegen die Ewigkeit gehalten, nur als eine Spanne erscheint. Daß der Jenseitigkeitglaube, weit entfernt davon, für weltliche Thätigkeit unfähig zu machen, gerade zu solcher befähigt, beweist Paulus selbst, beweisen die römischen Mönche, die unsere faulen germanischen Ahnen arbeiten gelehrt haben, beweist heute die Centrumpartei, von der ein übertreibender Haß behauptet, daß sie das Deutsche Reich beherrsche. Bei den Katholiken ist nämlich, wie bekannt, der Jenseitigkeitglaube allgemeiner verbreitet und robuster als bei den Protestanten. Was die Christenheit zu einem Leibe macht und diesen lebendig erhält, Das ist die kirchliche Organisation, die Gemeinde, die Pfarre. Die kirchliche Organisation macht die Christenheit unabhängig von den vergänglichen Gebilden, die man Staaten nennt. Der Großstädter weiß ja nicht, was eine Pfarrgemeinde ist und was ein Pfarrer bedeutet; aber der Kleinstädter und der Dörfler wissen es. Vorläufig machen die Riesenstädte den Weltlärm und fälschen mit ihren Zeitungen das Weltbild; aber jeder Vernünftige verwünscht diese Konstra der Menschenansiedelung; und ihre Zeit wird vorübergehen. In der Sonntagsfeier, die wiederum in der Millionenstadt, wenigstens in der deutschen, nicht in der englischen, ganz anders aussieht als auf den natürlicheren Wohnplätzen, tritt das Gemeindeleben deutlich in die Erscheinung und schöpft es neue Kraft. Die unberechenbaren gemüthlichen, intellektuellen, sittlichen, sozialen Wirkungen der Sonntagsfeier beweisen mir für sich allein schon die Göttlichkeit des Mosaismus, der sie geschaffen, und Christi, der sie zum Gemeingut der Menschheit gemacht hat. Daß es die kirchenfeindliche Sozialdemokratie ist, die sie in Deutschland, wo sie der Industrialismus in Gefahr gebracht hatte, für das Arbeiterproletariat gerettet hat, ist eine der wunderbarsten Leistungen der Kraft der Selbsterhaltung und Selbsterneuerung, die dem Leibe der Christenheit innewohnt.

Den sonntäglichen Erbauungsstoff liefert die Bibel. Sie wimmelt von Widersprüchen. Das ist es eben, was sie zu einem wahrhaft göttlichen Buch und zum Erbauungsbuch der Menschheit macht. Denn das Leben wimmelt von Widersprüchen und jede der tausend verschiedenen Lebenslagen erfordert eine andere Auskunft und einen anderen Ermunterungs- oder Trostspruch. *Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque, invenit et pariter dogmata quisque sua.* Neben der Ethik der Bergpredigt, die für das bürgerliche Leben in der That nichts taugt, findet man, besonders im Alten Testament, eine reiche Auswahl von Vorschriften und Rathschlägen, die ihm gar trefflich zu Hilfe kommen, und aus der vierten Bitte des Vater Unser allein schon pflegen die evangelischen wie die katholischen Katechismuserklärer die ganze bürgerliche Moral und eine sehr schöne Sozialethik herauszuspinnen. Um den Leuten zu sagen, daß sie ihren Nächsten weder tödschlagen noch befehlen und nicht die Ehe brechen sollen: dazu brauchte wahrhaftig kein Gott vom Himmel zu steigen. Das besorgen schon die Sitte und die Polizei, in denen sich die soziale Nothwendigkeit verkörpert. Jesus hatte das irdische Leben durch Glaube, Hoffnung und Liebe im Jenseits zu verankern, womit ja nebenbei auch, weil die christliche Gesinnung vor Verbrechen und Lastern bewahrt, für die bessere Regelung dieses irdischen Lebens Einiges geleistet wird, und die zur Begründung und Verbreitung seines Reiches Verufenen durch die Loslösung von irdischen Banden und die Gleichgiltigkeit gegen irdische Güter für ihren hohen Beruf tauglich zu machen. Das Gleichniß vom ungerechten Verwalter erfüllt Hartmann mit Entsetzen. Den Herrn befehlen und mit dem Gestohlenen, dem ungerechten Mammon, sich Freunde machen, die Einen in ihre Wohnungen aufnehmen, wenn die eigene irdische Hütte zusammenbricht: welch eine Moral! Ich bewundere gerade dieses Gleichniß. (Hartmann zieht den Gleichnissen des Neuen Testaments die des Talmud vor; wie kann ein Mann, der eine so schöne Aesthetik geschrieben hat, einen so schlechten Geschmack haben!) Erst in unserer Zeit kann es verstanden werden; denn erst die heutige ökonomische Entwicklung hat die Einsicht in die zwei einander widersprechenden Thatfachen erschlossen, daß der Mammon immer und unter allen Umständen ungerecht und daß er für die Kulturentwicklung, ja, für das Dasein der Menschheit nothwendig ist. Woher der Widerspruch stammt, soll hier nicht untersucht werden. (Plato erklärt solche Widersprüche im Timäus daraus, daß sich der vernünftigen Teleologie Gottes die unvernünftige Naturkausalität entgegenstemmt). Wenn ihn nun der Reiche empfindet, so bleibt ihm nichts übrig, als durch Wohlthaten die Ungerechtigkeiten zu sühnen, die er bezieht, begehen muß. Eine Versammlung von Vertretern der amerikanischen Missionargesellschaften hat neulich darüber berathen, ob es erlaubt sei, noch fernernhin die Millionen anzunehmen, die ihnen alljährlich Rockefeller spendet, nach Duimchen

der größte Räuberhauptmann der Weltgeschichte. Und wenn wir nun die unerträgliche Sklaverei und Barbarei betrachten, in die heute der Göze Mammon die Menschheit gebracht hat, mit seinen Panzerschiffen und Melinitbomben, mit seinen Minen und Unterseebooten, mit seiner verlogenen Konvention und seinem Vorurtheil des Standesgemäßen, das die Dummköpfe — und Die machen heute die Mehrheit aus — zwingt, sich mit einem ihnen selbst widerwärtigen Luxus leiblich und finanziell zu ruiniren, dann geht uns plötzlich ein Licht auf. Die angeblich kulturfeindliche Immoral der Bergpredigt enthüllt sich als Wiederherstellerin des verlorenen Gleichgewichtes, als notwendiges Gegengewicht gegen einen herrschenden Wahnsinn, als Retterin der Humanität, die den Sklaven und Affen des Mammons sich selbst wiedergiebt und ihn wieder zum Menschen zu machen vermag. Die vielerlei wunderlichen Käuze, die heute das „Naturgemäße“ predigen und zum Theil auch üben, sind vom Geiste der Bergpredigt erfüllt und gleich den Mönchen Organe einer wirklich naturgemäßen Reaktion des Menschheitorganismus gegen die ihm aufgezwungene Unnatur.

Die Unvernunft des Erbsünde- und Versöhnungsdogmas einzusehen: auch dazu gehört kein großer Scharfsinn. Luther hat seine naive Verwunderung darüber mit gewohnter Derbheit ausgesprochen. Aber die Erbsünde ist Thatsache; der echte Berliner, der von Bibel und Christenthum keinen Schimmer hat, kennt sie aus Ibsens „Gespenstern“. Die Biologie und die Soziologie des neunzehnten Jahrhunderts konnte nun weder der Verfasser der Genesis noch der Apostel Paulus vortragen; aber eine höchst verwickelte soziologisch-anthropologische Thatsache in der Hülle einer anmuthigen Allegorie und eines geistreichen Theologumenons der Menschheit als Problem darreichen: Das konnten sie. Von dem Lob der Liebe bei Paulus schreibt Hartmann: „Wären diese schönen Keime zur Entwicklung gelangt, statt vorübergehende, auf die Gesamtheit seiner Lehren einflusslose Andeutungen und zusammenhanglose Velleitäten zu bleiben, so würde Paulus Das gewonnen haben, was seiner Lehre fehlt: eine dem Formalprinzip der Autonomie entsprechende inhaltliche Bestimmung für das positive Sittliche.“ Als ob es die Aufgabe des Christenthumes gewesen wäre, ein das logische Bedürfnis der gekulten Philosophen befriedigendes System zu liefern! Die Keime des Urchristenthumes sind nicht logische Keime, sondern Lebenskeime. Der Keim, den das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes beschreibt, ist aufgegangen und hat Frucht getragen in vielen Millionen Barmherziger Brüder und Schwestern mit und ohne Uniform. Freilich auch in Fanatikern und Inquisitoren, die den eigenen Leib und den der Brüder zum Verbrennen hingegeben haben, aus Liebe; denn ohne den allererträglichsten Mißbrauch der alleredelsten Güter geht es nun einmal nicht ab bei dem Kauze Mensch, der heute so wunderbar ist wie am ersten Tag. Die „absoluten Moralsprinzipien, die das Neue Testament bei-

bringt“, bleiben nach Hartmann „unfruchtbare Velleitäten“. Nun, auf meinen Spaziergängen weilt mein Blick oft auf einem gewaltigen Gebäudekomplex. Die Steyler Brüder haben ihn vor einigen Jahren hingesezt und die Presse, die jedes Windei begackert, hat kein Wort darüber verloren. Die Brüder haben den Palast sammt Kirche mit ihren eigenen Händen und nach dem in ihres Leiters Kopfe entworfenen Plan selbst gebaut und jedes Stück der Ausstattung selbst hergestellt. Sie betreiben eine Musterlandwirthschaft, eine Bücher- und Zeitschriftendruckeret, haben ihre eigene Dampfmaschine und elektrische Beleuchtung, ihr Naturalientabinet; und alle ihre Betriebe stehen auf der Höhe der heutigen Technik. Und das Alles schaffen sie, um Jünglinge heranzubilden, die solche Künste armen Heiden mittheilen und ihnen damit zugleich die Seligkeit bringen sollen. Oder wenden wir den Blick nach Kratschnig, wo ein Pastor und eine Schaar von evangelischen Brüdern und Schwestern ihr Leben der Aufgabe widmen, in Idioten so viel Menschenthum zu entwickeln, wie sie zu erzeugen fähig sind. Oder besuchen wir eine ländliche Arbeiterwitwe, deren armfüliges Keufere eine reiche innere Welt birgt und die im Hinblick auf die nach Hartmann nicht vorhandenen Bandmale Christi ihr hartes Los mit heiterer Ergebung erträgt. Solcher Früchte zählt die Christenheit viele Millionen. Qui vivra, verra, ob die Immanenz- und Evolutionlehre der modernen Philosophen nach zweitausend Jahren ähnliche Früchte tragen und ob die Menschheit von diesen Lehren überhaupt noch Etwas wissen wird.

Den Gläubigen rath Hartmann, sein Buch ungelesen zu lassen, weil es ihre religiösen Gefühle verletzen würde. Und wirklich: sollte es eine fromme katholische Dame lesen, so würde sie zuerst in Ohnmacht fallen und dann eine neuntägige oder gar eine vierzigtagige Andacht abhalten, um die vernommenen Gotteslästerungen einigermaßen zu sühnen. Aber es giebt auch Gläubige, die Humor haben; und auf sie wird das Buch anders wirken. Denken wir uns einen humorvollen Geistlichen am Feste Allerheiligen. Ein himmlisches Agnus Dei ist sanft verklungen; er besteigt die Kanzel und verkliest, im innersten Herzen ergriffen, das Coangelium: Selig sind die Armen . . . Und er sieht und fühlt: die tausendköpfige Gemeinde wird von der selben Empfindung bewegt, die über die Noth und die Widersprüche und die Abscheulichkeiten des Lebens auf ein paar Stunden hinaushebt durch die Borahnung einer vollkommenen Welt. Und dann schlägt er daheim zufällig eine Stelle auf, in der die acht Seligkeiten kritisch zerfasert werden. Er lacht und denkt: O Du Philister! Und fügt hinzu: So geht es Dir, Zergliederer Deiner Freuden! Oder er hat am Karfreitag die dreizehn Prophetien gelesen und dann den Lobgesang angestimmt: Exultet jam angelica turba coelorum, vielleicht das Grobartigste und Schönste, was die religiöse Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht hat; und dabei hat sich ihm die Weltgeschichte entrollt,

von Adam bis zur Wiederkunft Christi, und ist ihm klar geworden. Er hat dabei auch daran gedacht, daß Psalmenworte wie: *In te domine speravi, non confundar in aeternum*, eine Kraft haben, deren Wirkungen man in der Weltgeschichte nachweisen könnte. Dann liest er Hartmanns Klage darüber, daß das Christenthum „den Ballast des Alten Testaments an seinen Füßen mitschleppen“ müsse. Soll er da nicht herzlich lachen?

* * *

Mit dieser Hervorhebung der komischen Seite der Sache will ich nicht etwa die Meinung erwecken, Hartmanns Buch sei werthlos. Es ist ein sehr nützlichcs und ein sehr gehaltvolles Buch. Es zeigt Wahrheiten, über die alle Vernünftigen längst einig sind, so deutlich, daß kaum noch ein Widerspruch dagegen möglich ist; zum Beispiel: daß der Mensch nach der sogenannten Wiedergeburt in der Taufe der alte Mensch bleibt; daß Christus mit seinem Ausspruch über den Zinsgroschen keineswegs die Pflichten gegen die Obrigkeit einschränken, sondern nur seine Gegner verspotten wollte; daß es Thorheit ist, das Urchristenthum wiederherzustellen, die Eiche in die Eichel einzukapseln zu wollen. (Ins Neue Testament schauen, um den Geist des Urchristenthums auf sich wirken zu lassen, und die kirchliche Entwicklung auf die Form der Urgemeinde zurückzuführen wollen: Das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Das zweite ist übrigens auch deshalb unmöglich, weil die Gestalt der Urgemeinde gar nicht ermittelt werden kann. Sie bleibt unserer Forschung eben so unzugänglich wie die wirkliche Person Jesu, wie das Atom, wie die organische Vererbungssubstanz, wie Gott, wie aller Ursprung des Daseins und Lebens.) Hartmanns Hauptleistung aber besteht darin, daß er schärfer als irgend einer seiner kritischen Vorgänger die logisch unversöhnlichen Widersprüche des Neuen Testaments hervorgehoben und damit für jeden die Wahrheit liebenden und vorurtheillosen Denker eine christliche Dogmatik unmöglich gemacht hat. Nicht das christliche Dogma. Den Glauben an Gott den Schöpfer, Gott den Erlöser und das ewige Leben vermögen diese Widersprüche nicht zu erschüttern. Aber aus den widersprechenden Stellen ein widerspruchloses Lehrgebäude zu zimmern, ist unmöglich. Für das Leben haben die Widersprüche nichts zu bedeuten; oder vielmehr: sie sind ihm unentbehrlich, wie wir gesehen haben. Aber sobald man versucht, aus den drei Grunddogmen ein System herauszuspinnen, machen sie sich fühlbar. Systematik ist ein Bedürfnis logischer Köpfe. Der produktive Geist schafft sich sein philosophisches System — die Dogmatik ist die Philosophie religiöser Jahrhunderte — und der unproduktive wählt sich einen Philosophen, mit dessen Augen er die Welt anzuschauen und sich in ihr zu orientiren bemüht. Aber dem kritischen Blick

enthüllt sich die Thorheit jeder solchen zu Orientirungszwecken vorgenommenen Gruppierung der Weltelemente. Die theologischen Systeme, der Augustinismus, der Thomismus, die lutherische Orthodogie, der Calvinismus, mögen nicht ganz so absurd sein wie die Systeme von Fichte, Hegel, Schopenhauer und Hartmann, aber absurd sind auch sie; und jedes von ihnen kann zwar von Dem, der Geschmack daran findet, in Ermangelung eines besseren zur Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses gebraucht werden; aber man darf sie in einer Zeit, der die Unmöglichkeit einer bis auf den Grund dringenden widerspruchlosen Gottes- und Welterkenntniß zum Bewußtsein gekommen ist, Keinem mehr aufzwingen wollen. Die protestantische Welt hat ja nun schon auf Orthodogie, auf systematische Dogmatik, verzichtet. Daß sich auch die katholische dazu entschließe: darin besteht der Fortschritt, den wir zu erwarten und anzustreben haben. Er wird den Katholiken aus verschiedenen Gründen sehr sauer werden, aber er bleibt ihnen nicht erspart. Den Tod des christlichen Lebens wird dieser Verzicht in der katholischen Welt so wenig zur Folge haben, wie er ihn in der protestantischen gehabt hat. Den Menschen statt der christlichen Lebenskraft aber ein neues System der Philosophie anbieten, hieße, die Weltgeschichte noch ein gutes Stück hinter Jesus zurückführen.

Reiße.

Karl Jencksch.



Traum.

I.

Die Standuhr dröhnt dumpf durch die dunkle Nacht;
 Ich zähl' die Schläge: Eins, dann Zwei und Drei.
 Da draußen schläft des Lebens bunte Fülle,
 Und heimlich schwirrts am Rosenstrauch vorbei.

Und immer tiefer öffnen Einsamkeiten
 Dem Herzen ihren athemstillen Raum —
 Und herrlich über meine Schwelle schreiten
 Seh' ich — die Sterne auf dem Haupt — den Traum . . .

Hamburg.

Theodor Suse.



II.

Ein ernster Engel hielt vergangne Nacht,
 Des strengen Auges dunkeln Feuerglanz
 In mich gesenkt, an meinem Lager Wacht,
 Zu meinen Häupten hob er einen Kranz,
 Dem Himmel selbst schien dieser Kranz entsprossen,
 Von göttlichem Geleuchte reich umflossen.

Aufjubelnd griff ich nach dem Band des Lichts,
 Das herrliche um meine Stirn zu schlingen.
 Der Engel wehrte ernsten Angesichts
 Und hob das Haupt, sich höher hinzuschwingen.
 Ich sah ihn stehn in traurig banger Regung:
 Da riß mich aufwärts himmlische Bewegung.

Hoch, ihn zu halten, floß ich übers Thal.
 Sein düstres Antlitz schien sich mild zu klären,
 Er zog mich nach mit seines Blickes Strahl
 Aufwärts in lichte, reingestimmte Sphären,
 Daß im Geflüster göttlicher Gesänge
 Sich lösten alles Daseins dunkle Dränge.

Wie wir nun schwebten hin am Himmelsaum,
 Schien jener Kranz in Sonne zu zerfließen.
 Bald durch den weiten, nachtgestillten Raum
 Unendlich Licht verschwenderisch auszugießen.
 Und im versprühten, goldgewobnen Glanze
 Verschwand das Engelsbild mit seinem Kranze.

Geblendet, senkte ich die Augen tief,
 In solches Licht unfähig sie zu heben,
 Zur dunklern Erde, die in Schatten schlief,
 Demüthig wieder nun hinabzuschweben,
 Daß nimmer mich der stolze Wunsch beschäme
 Nach Gottes herrlichholdem Diademe.

Doch da ich heimwärts lenkte: wunderbar!
 Die Menschen knieten hin vor meinem Haupte:
 „Seht Ihr den goldnen Kranz in seinem Haar?
 Der Heiland naht, der lang und heiß geglaubte!“
 War Dies nun Gottes Lohn? Wars seine Strafe?
 Und ganz in Sonne, wach' ich auf vom Schlafe.



Von neuzeitlicher Malkunst.

Zur Kritik der Moderne.

Armuth und Reichthum der Malerei.

Sitt habe ich mich gefragt, warum die Seelengewalt, die den Hochwerken aller Kunst entströmt, von Gebilden der Malerei so selten, von neuzeitlichen fast niemals ausgeht. Und doch ist von allen die Malkunst die unermülichste, denn beinahe jede Fläche, die menschliche Behausung einschließt, beinahe jedes Geräth trägt ihre Spuren und Zeichen; und doch ist die Welt des Auges vor allen die verschwenderischste, denn mühelos schenkt sie uns vom Morgen zum Morgen alle Reiche des Himmels und der Erde und läßt unsere Seele so unermessliche Ströme von Licht und Farbe athmen, daß keine Regung, kein Traum und kein Gedanke uns ohne Bild entsteht.

Gewiß: es hat auch jüngere Malkunst, in nie gekannter Ueppigkeit wuchernd, uns manches Blatt geschenkt, das unvergessen sein soll.

Landschaften sind vorübergezogen voll lustgetränkter Augenblicksstimmung; Farbenakkorde herangeschwebt, den Staub der Schmetterlingsflügel an Zartheit übertreffend; menschliche Bewegung, vom Gestus der Konvention befreit, ist im Tausendstelsekundenblick versteinert; des Tageslichtes exorbitante Stärke wird in erkennbarem Abglanz von trüben Pigmenten widergestrahlt; die altovergessenen Lehren der Stilisirung, des Gleichgewichtes der Massen und ornamentaler Linienführung sind wiedererkannt und zu neuer Wirkung belebt.

Dennoch, im Anblick so mannichfacher neuzeitlicher Betriebsamkeit, vor all dem rastlosen Wechsel der Auffassung und Gestaltung, vor der grenzenlosen Verfeinerung des Sinnengenusses — blieb unsere Seele unbewegt.

Zu schweigen von den Feuerstürmen, wie Tonkunst unbezwingbar sie entsacht; zu schweigen von der erhabenen Entlastung, zu der Architektur die aufathmende Brust erhebt; zu schweigen von der Furienkraft der Tragik, die gewitterhaft das Herz erschüttert und von Menschenschwäche reinigt; zu schweigen selbst von der zarten Saite des lyrischen Poeten, die mit dem Hauch eines Wortes die nie gewußten, nie vergessenen Erinnerungen und Träume der tiefsten Seele weckt — denn diese Zauber geistigerer Künste wird Malerei, Materie durch Materie wiedererschaffend, niemals beherrschen —: allein selbst die reinen Seelenwirkungen der alten großen Meister bleiben aus; und wie vom hellen Markt in Kirchenschatten, so flüchten wir von Ausstellungen in Museen.

Durch Nervenreize, zarte Sensationen, blendende Berce des Geistes verwöhnt, ist der Geschmack empfindlich und dennoch stumpf geworden und die Seele erkaltet.

In maßlosem Reichthum der Kräfte, Gegenstände und Ausdrucksweisen ist die Kunst der Malerei in unserer Zeit verarmt.

Gefahren.

Das optische Erinnerungsvermögen der meisten Menschen ist unbeschreiblich gering. Fast nur auf das Wiedererkennen bestimmter Gesichter, Dertlichkeiten und Gegenstände dressirt, bleibt es auch bei dieser Thätigkeit passiv: das Wiedererkennen gelingt, das Hervorrufen gelingt nicht.

Denn die Menschen sehen zwar mit Augen, sie erinnern sich aber mit dem Gehirn. Sie wissen, daß ein Käfer sechs Beine bewegt, denn sie haben sie gezählt und die Zahl gemerkt. Wie die Beine gestaltet sind, haben sie nicht gemerkt, noch, wie sie aus dem Leibe hervortwachsen, denn hiefür haben sie keine Dentformeln; der Erinnerungssinn der Augen schlummert.

Neben diesem schwachen räumlichen Erinnerungsbild der Natur besteht nun ein zweites, zweidimensionäres, das Erinnerungsbild der üblichen Nachbildung. Der Besizer dieses zweiten Erinnerungsbildes weiß jedoch weder, daß es vom ersten gründlich sich unterscheidet, noch weiß er, daß es ein Konventionbild ist, dessen Formel mit jeder Zeitepoche wechselt.

Aus diesen psychologischen Thatsachen erwachsen der Malerei als Kunst Gefahren.

Zum Ersten. Jeder Einzelne liebt seine Erinnerungsbilder. Er wehrt sich dagegen, daß sie ihm geändert, entstellt werden. Er will ihre alte Form in spielerischem Triebe stets wieder erneut, objektivt sehen. Hieraus die unerträgliche Massenhaftigkeit bildlicher Darstellung, eine widerwärtige Kulturplage. Vom Thronsaal bis zur Barbierstube verlangt der Europäer alle Wände mit Mensch und Thier, Blumen und Früchten, Landschaften und Architekturen beladen. Begnügt sich der Maler, diesem Spieltrieb zu fröhnen, die Dinge der Welt darzustellen, weil sie da sind und damit sie nochmals erscheinen, so hat er das Gebiet der Kunst verlassen oder nie betreten.

Zum Zweiten. Dem konventionellen Erinnerungsbild seiner Zeitgenossen ist der durchschnittliche Künstler um eine halbe oder ganze Phase voraus, denn er sieht, wie Andere es vor ihm, Andere neben ihm es gemacht haben, und fühlt die Entwickelung der Zeit. So übt ja wohl auch ein tüchtiger Schneider im Sommer die Moden des kommenden Winters.

Sieht der Künstler nun die Aufgabe darin, sein Leben im Kampf gegen das populäre Erinnerungsbild der Zurückgebliebenen zu verzehren, so hat er als ein Propagator der technischen Form gekämpft und nutzlos geendet. Denn Konvention schreitet zu Konvention fort, alle Stilarten sind unzulängliche Symbole, keine kommt der Wahrheit näher als die andere. Und wäre es so, es hätte nichts zu bedeuten, denn reine Imitation ist nicht Kunst.

Zum Dritten. Wer es schon ernst nimmt, um seine und Anderer Er-

innerungsbilder unbekümmert, sich in die Natur versenkt und strebt, von ihren Schönen Denen mitzutheilen, die sich gleich ihm in die Natur versenken: Der muß denn bald von Neuem erfahren, daß Natur, nach allen ihren unendlich vielfachen Dimensionen hin, unendlich ist.

Unendlich in der Größe und der Kleinheit, im feinsten Detail des Organisirten und in der gewaltigsten Zusammenfassung der Massen. Unendlich in der Mannichfaltigkeit der Formen, im Wechsel der Nähen und Fernen, in der Abstufung der Lichter, Farben und Atmosphären. Unendlich in der Beschaffenheit der Materien und Oberflächen, in der Struktur und Lagerung ihrer Gesteine und Besten, ihrer lebendigen und leblosen Geschöpfe, unendlich in der Komposition, dem Ausdruck, der Bewegung, dem Rhythmus.

So steht er verstummt im Bewußtsein seiner kläglich beschränkten Werkzeuge. Die Armseligkeit der Pigmente, die Roheit des Pinselstriches, die Beschränkung auf die Zweidimension der Fläche, auf die bewegungslose Einheit des Momentes, werden ihm vernichtend fühlbar. Daneben erkennt er sein Werk abhängig von der Beleuchtung der Leinwand, von der Distanz des Beschauers, von dessen Fixirungspunkt und Augenbewegungen, von dem ganzen mangelhaften optischen Apparate des Betrachtenden, der sich auf eine Fläche anders einstellt als auf die dreidimensionalen Räume der Natur. Gleitet er, ein Schwacher auf der Oberfläche der Erscheinung, so muß er verzagen. Kraftvoll, naiv und selbstbewußt: so schreitet er zum Siege durch Vertiefung.

Vertiefung.

Wäre Natur in ihrer Unermeßlichkeit nicht kalt und schweigsam, so müßten wir der Macht ihrer Erscheinungen in jeder Stunde erliegen. Allein ihren gigantischen Vorführungen fehlt der Text. Sie verschmäht Fingerzeige und kennt weder Doppelpunkte noch Ausrufungszeichen.

Mit gleich ernster Miene weist sie uns ihre ewigen Gesetzmäßigkeiten, weist sie uns deren Störungen und Vernichtungen. Denn auch die Störungen und Vernichtungen sind bei ihr ewiges Gesetz. Wortlos führt sie uns vor den kraftquellenden Laubbaum des Thales und den verkrüppelten Stamm auf der Wetterseite des Abhanges: auch in der Verkrüppelung ist Gesetz.

Durch den Schleier des scheinbar Zufälligen das Ewige erblicken, in den unabsehbaren Kettenjäden des unsichtbaren Webstuhls Ordnung, Gesetz und Rhythmus ahnen: Das ist Naturempfinden; oder wie man früher sagte: Schönheitsempfinden.

Kunst aber ist die unbewußt empfindungsvolle Absonderung und Abstraktion des Gesetzmäßigen, so zwar, daß der Beschauende den Abglanz dieses Ewigen, das ihm sonst nur dunkler und verworrener fühlbar wurde, in ungetrübter Seelenempfindung mühelos genießt.

Von geometrischer Gesetzmäßigkeit bis zur Perspektiv, von der Umrißlinie bis zur Schattirung und zum Spiel der Lichte, von der Blauensymmetrie bis zur Struktur der Organismen wurden nach einander im Laufe der Jahrtausende die sichtbar wirkenden Gesetze der Natur im Kunstwerk fühlbar. Aber nicht in der rein optischen Abstraktion liegen die tiefsten Wirkungen der Kunst: wahrhaft innerlich bewegen uns nur solche Gesetzmäßigkeiten, die vom Auge zwar wahrgenommen, von der Seele aber empfunden, gesondert, geläutert und verklärt sind. Die Gesetzmäßigkeiten des Ausdruckes, des Affektes, der Stimmung, des Charakters, der Großheit, kurz: der Menschlichkeit — gleichviel ob in Belebtem oder Leblosem verkörpert —, sie versenken uns in die Tiefe der Betrachtung, die Heiligkeit der Beglückung, die von den hohen Werken der Kunst herniederstrahlt; denn sie wenden sich an die Kräfte der Seele, die Erinnerung der Seele, das Erlebnis der Seele.

Willst Du aber, Leser, vor dem Angesicht der Malerei die Vertiefung empfinden, deren diese Kunst in ihren größten Momenten fähig war, so widme eine beschauliche Stunde dem Genter Altarwerk in der berliner Galerie. Jedoch mußt Du nicht mit dem Ausstellungsblitz, der wie eine Schnappkamera den ganzen Rahmehinhalte beblitzt, vor das Werk treten, sondern in der Art des niederländischen Beschauers aus mäßiger Entfernung Handbreite um Handbreite den ruhigen Strömen der Zeichnung folgen. Dann geleitet Dich der Alte mit seinen Mittern und Pilgern aus heiligen Städten durch leuchtende Fluren; thaubefeuchtete Büsche und Wipfel neigen sich zu Weges Seiten dem andachtvollen Zug. Ueber Frühlingswiesen und Weidhengründe schreiten selige Schaaren, das heiligste Mysterium schauend zu verehren. Es hebt sich der Blick zu den Chören der himmlischen Musikanten und steigt empor zu der höchsten Region, wo in kaiserlicher Glorie Gottvater über der Welt und ihren Reichen thront. Nach dieser Wanderung voll Naturempfinden, Glauben, Innigkeit und Naivetät magst Du getrost den besten Werken neuester Kunst gegenübertraten, und wenn es die Olympia des Ranet wäre: Du wirst ihre Feinheiten und Stärken nicht minder würdigen, aber Du bist gefestigt gegen die Gefahr, Nervenreize mit Seelenempfindungen zu verwechseln.

Entwicklung der Kusten.

Wie zeigt sich nun der Weg an, den jüngste Malkunst durchlaufen hat? Wie hat die summarische Bilanz ihres Soll und Haben in der letzten Epoche sich verändert?

Beginnen wir kurz nach dem Ablauf der Tage von Fontainebleau, in denen die ältere Kunst ihren Dominantenakkord anschlug.

Zunächst befreite man sich von romantischen Schablonen. Man wollte

die Dinge als Materie, Mensch und Thier als bodenentstammte Geschöpfe, nicht mehr als Träger hergebrachter Wünsche und Ideale. Man ließ ihnen eine ethnographisch-soziale Charakteristik und beobachtete sie gewissermaßen naturgeschichtlich. Diese Abkehr von moralisirenden und sentimentalisirenden Praktiken war nothwendig; aber sie war eine negirende, kritische Leistung, wie zur selben Zeit in der Literatur die nihilistische Evolution des Naturalismus.

Dann befaßte man sich mit dem Problem des Lichtes oder, besser gesagt, der Belichtung. Man entdeckte — vielleicht nicht ganz unabhängig von der Photographie — für die Malerei neu, was der Physik längst bekannt war, die Lehre vom Lichtwerth. (Populär ausgesprochen: die Erkenntniß, daß ein Fenster oder ein Stück Himmel wesentlich heller sein kann als eine weiße Wand im Schatten.) Ein zweites physikalisches Prinzip, das die Wissenschaft „optische Farbmischung“ nennt, während die Malerei noch nach einem geeigneten Ausdruck sucht, wurde etwas später der Kunst dienstbar gemacht. Man spaltete schwer faßbare Nuancen in kontrastirende Farbflöcke und brachte es dahin, daß noch heute eine Schule, in unverminderter Freude über das Phänomen, ganze Bilder aus Punkten reiner Färbung zusammensetzt, wodurch natürlich eine gehörige Luzidität erreicht wird.

Diese Errungenschaften darf man als physiologisch-optische bezeichnen.

Eine zweifache Bereicherung brachte Japan.

Die Technik des Schattirens war den europäischen Malern seit der Zeit der späteren Griechen ein geheiligter Besitz, der Art, daß Lionardo es schlechthin als das Kriterium des Talentes bezeichnete, wenn der Schüler aus eigenem Gefühl durch Lichtabstufung nach körperlicher Erscheinung strebte. Nun mußte man erfahren, daß japanische Künstler das Geheimniß besaßen, fast ohne eine Spur von Schattirung, allein durch Linienführung und weiße Abwägung der Lokaltöne, Wirkungen zu schaffen, die, wo nicht an Körperlichkeit, so an atmosphärischer Feinheit die westlichen Werke übertrafen. Untrennbar hiervon war ihre Bildanschauung, die man als eine „totalisirende“ im Gegensatz zu der „spezialisirenden“ des Europäers ansprechen könnte. Um die Töne in richtiges Gleichgewicht zu setzen, mußte der Blick beständig den ganzen Naturausschnitt umspannen; er durfte nicht auf einem Brennpunkt verweilen noch, wie es bei den Alten Gewohnheit war, gemächlich auf der Fläche umher-spaziren. Auch die japanischen Anregungen waren nothwendig und willkommen. Sie haben, neben Anderem, einen bedeutenden Plakatstil und einen vorzüglichen Karikaturenstil gebracht. Man könnte diese Errungenschaften als ethnographische bezeichnen.

Wenn wir dann noch in Rechnung ziehen, was wir der Momentphotographie und der Wiederentdeckung frühflorentinischer Kunstformen verdanken, so ist der Kreis neuester Kunstentwicklung geschlossen.

Zusammengefaßt: Der Beginn ein Nihilismus, Zerstörung der letzten Romantik (wobei bemerkt sei, daß Antiromantik noch lange nicht Raiderität, vielmehr immer Romantik, wenn auch bitter gewordene, bleibt), dann zwei großartige technische Evolutionen. Seitdem nichts Wesentliches.

Will man aus vergangenen Zeiten Parallelen herbeiholen, so könnte man versucht sein, eine Epoche zu wählen, die freilich heute nicht gut angeschrieben steht — denn auch die Kritik kennt ein böses Gewissen —; die Hochrenaissance. Auch damals war ein Zeitalter der Seelenkunst dahingegangen und hatte den Wunsch nach neuen, kräftigeren Ausdrucksmitteln hinterlassen. Man fand sie; und verherrlichte Form, Gestus und Schönheit, wie man heute Licht, Lust und Charakter emporhebt.

Derartige Perioden der Kunstgeschichte dürfen nicht unterschätzt werden. Abgesehen davon, daß die letzte uns eine Anzahl interessanter und einige bedeutende Werke schenkte — die größten verdanken wir freilich abseits Stehenden — muß auch festgestellt werden, daß eine neue Ausdrucksform geschaffen ist. Dies Ergebnis werden vor allem Diejenigen schätzen, die an eine erreichbare absolute Wahrheit der Naturdarstellung glauben und nach ihr streben.

Wem dagegen alle Kunst Gleichniß und Symbol ist, Wem die Kunst gerade deshalb verehrungswürdig dasteht, weil sie die Natur interpretirt, durchgeistet, menschlich macht, somit nicht mit ihr in Konkurrenz tritt, sondern sie neben sich walten läßt, Dem werden neue Lehren und Handwerksmittel nicht viel mehr bedeuten als Roden und Hüllen. Er wird sich neuer Gestalten und Menschlichkeiten in allen Kleidungen erfreuen und nur wünschen, daß Jeder diejenige trägt, die ihm am Besten zu Gesicht steht.

Unsere Zeit ist reicher an Ausdrucksmitteln als an Persönlichkeiten. Die Griechen, die am Liebsten kolorirte Umrisse zeichneten, die ältesten Florentiner, die sich die Paradiesesitze der Heiligen nicht anders als gothisch denken konnten, waren nicht ärmer als wir. Das eine Zeitalter wird das Organische auf Kosten der Farbe lieben, ein anderes den Ausdruck auf Kosten des Charakters, ein drittes das Licht auf Kosten der Form, — und jedes ist im Recht.

Unsere Künstler haben aus dem letzten Menschenalter des neunzehnten Jahrhunderts ein genügendes Maß neuer Kenntnisse geschöpft; und zweifellos werden auch von den kommenden Meistern manche sich dieser Lehren erinnern und ihnen von Zeit zu Zeit Geltung schaffen.

Schwer verständlich wird nur Eins den Späteren scheinen: warum diese aufrührerische Epoche von 1860 bis 1880 die Alluren einer Revolution annahm, so leidenschaftlich fast wie die unserer Literatur genau hundert Jahre zuvor.

Zur Erklärung mag herangezogen werden, was vorher über Erinnerungsbilder und deren gewaltsame Störung gesagt ist. Nichts Kleines wurde dem Beschauer zugemuthet: er sollte gleichzeitig lernen, Lichtwerthe zu genießen, Flächen zu umspannen, und Manches der Art mehr. Ueberdies begann die Antiomantik damit, sich in die unappetitlichen Formen eines aggressiven Naturalismus zu hüllen. Für Naturalismus ist aber noch nie eine Bourgeoisie zu haben gewesen, am Wenigsten, wenn er sich als das Absolute ausgiebt; und davon kann er nicht lassen: er hat es mit dem Liberalismus gemein.

In anderem Zusammenhang sollen diese Reflexe nochmals berührt werden. Hier sei nur bemerkt: die Revolution vom Jahrhundertende war kein Staatsreich der Malerei, sondern eine Rebellion des Publikums.

Kunstprogramme.

Schuldoktrinen und Kunstprogramme sagen in der Regel nicht sowohl Das, was gemacht werden soll, sondern Das, was gemacht werden kann; ähnlich den Speisezetteln in Wirthshäusern, darauf man liest, was zu haben ist.

Etwas wider Willen sollen diese Zeilen mit zwei modern-programmatischen Leitfäden sich befassen, deren stete Wiederholung Unbehagen verursacht.

Die erste These lautet: „Der Vorwurf ist gleichgiltig: die Bedeutung des Kunstwerks liegt in der Kraft der Darstellung!“ Der Bordersatz soll des Friedens halber uneingeschränkt anerkannt werden: der Nachsatz erfordert Prüfung. Daß Malerei Darstellung ist und daß diese Darstellung in letzter Linie lediglich in der Führung des Pinsels und der Wahl der Farben besteht, ist unbestritten. Wenn daher der Satz, in Anlehnung an das Axiom: „Die Armuth kommt von der *pauvreté*“, bedeuten soll: „Die Kunst der Malerei besteht in der Kunst des Malens“, so ist auch diese Wahrheit anzuerkennen.

Doch die Doppeldeutung dämmert auf. Es könnte am Ende gemeint sein: „Das Wesen der Malkunst liegt in der Kraft des technischen Vortrages“. Das würde heißen: Gleichgiltig ist, was der Künstler in die Natur hineinlegt oder aus ihr herausholt. Gleichgiltig, ob er ihre Geseze und Organismen respektirt. Konzeption ist überflüssig, Phantasie lächerlich. Wenn er nur mit kräftiger Faust breit und entschlossen die Farben aufsetzt, sich einer gewissen Koloristik besleißt, einen Ziegelstein nicht allzu rund und einen Apfel nicht allzu edlig malt, die *Valueurs* beobachtet, nicht braun untermalt und kein Schwarz auf die Palette nimmt, so ist das Große Kunstwerk da.

Die Spitzfindigkeit dieser Deutung wäre unerlaubt, wenn nicht merkwürdige Indizien sprächen. Unter anderen lautet eine Art Kriegsgeschrei ästhetischer Salonpropheten: „Das Spargelbund von Manet ist höhere Kunst



als alles Vergangene und Gegenwärtige.“ Der künftige Chronist unseres Kulturzustandes wird sich dieser Parole freuen. Uns genügt es, bei aller hohen Verehrung für Ranet und seine exquisite Kunst, hervorzuheben, daß das Bild als ein Muster temperamentvollen Vortrages und glänzender Farbengebung gerühmt zu werden verdient. Wem diese Studie aber mehr ist als ein geistvolles Paradigma und ein subtiler Nervenreiz, wer sie neben oder über Van Eycks Altar, Giambellins Beweinung oder Grünewalds Kreuzigung zu stellen wagt, für Den ist die Keunte Symphonie nicht geschrieben und Lear nicht gedichtet. Der mag sich seiner zarten Nerven freuen und sich Dessen getrösten, daß eine unsterbliche Seele ihm nicht verkehren wurde.

Ein zweites Wort muß erwähnt werden, das ein Wenig verruchter, aber ganz unterhaltend deshalb ist, weil es mit der zuerst erwähnten These aufs Entschiedenste streitet. Kunsthistoriker haben gefunden, daß vor dreißig, vierzig Jahren, als unsere Großeltern ihre guten Stuben mit gemalten und gestochenen Pendants zu schmücken liebten, Publikum und Maler an stark pointirten sentimentalen oder humoristischen Sujets sich erfreuten. Man hat es getadelt, wenn ein schwaches Werk anscheinend nur dieses literarischen Inhalts wegen gemalt war oder um seinetwillen gepriesen und gekauft wurde. Durchaus mit Recht. Zwar hat Goethe den Inhalt des kleinen dreifigurigen Ter Borch mit anerkennendem Behagen novellistisch ausgeföhnt — das Bild ist übrigens ein höchst reizvolles Werk —: wir müssen aber, unabhängig von aller Autorität, zugestehen, daß geschichtlicher Vorgang eines Gemäldes, zumal wenn er auf allerlei Weirerk rebusartig sich stützt, neben der Kunst hermarschirt, so etwa wie eine moralisirende oder politisirende Tendenz, die ein Dichter seinem Drama oder Roman beizufügen für nöthig hielt; sie ist ein Adia photon, der Werth des Werkes hat nichts mit ihr zu schaffen.

So weit gut. Nun haben aber die Kunstpropheten sich dieses handlichen, leicht faßlichen Begriffs des „Anekdotischen“ bemächtigt und, wie die Juden um die Sinaigefese, einen handfesten Zaun um das Göglein gezimmert: „Das Anekdotische ist schlechthin das kunstfeindliche Prinzip!“ So ziehen sie mit dem Ruf: „Jedes Sujet ist erlaubt!“ die ganze Schöpfung an ihre Brust und verbieten mit gleichem Athem das „Anekdotische“ und schreien Anathema über die Mehrzahl menschlicher Szenen.

Dies wäre nur lächerlich, wenn nicht aus der kleinen Berruchtheit gelegentlich eine große gemacht würde. Unsere Kunst stammt vom Sakralen und hat von je her menschliche und göttliche Vorgänge verherrlicht. Mit dem neu gefundenen Theorem hat man es in der Hand, jede Kreuzigung, jede Pietä, jede mythologische Szene zur Anekdote zu entwürdigen und mit einem Federzug die gesammte ältere Kunst, mit Ausnahme einiger Landschaften, Stilleben und Interieurs, zu vernichten. Ein Wenig psychologische Analyse würde zwar den

Kryptoromantikern klarmachen, daß ein Strickstrumpf in proletarischem Milieu genau so anekdotisch ist wie ein Liebesbrief in einem Pensionat, -- gleichviel; Kunstprogramme sind eben Speisezetteln.

Aus diesem nachdichischen Bestreben ist es Sitte geworden, mit profanen Händen dem Grabe des großen Malers Böcklin zu nahen und mit dem Anekdotenwiz, mit alten Spitzfindigkeiten und Praktiken, in neue Worte und Papierchen gewickelt, seine Werke zu verunglimpfen. Sie auszuwickeln, lohnt nicht. Wer vor dem Bilde „Das Schweigen im Walde“ stand, Wem das Geheimniß des holden und furchtbaren Germanenwaldes mit Zauberaugen entgegenleuchtete, Der hat durch den Kristall einer Menschenseele in die abgründige Werkstatt des Erdgeistes geblickt. Der vergißt die halbstilisirten Kiefern, die, von nordischem Stiel- und Strickwerk auf preußische Leinwand verpflanzt, durch die „Kraft der Darstellung“ bestenfalls gemalte Bäume sind. Und wer das „Spiel der Wellen“ kennt, das Bild der tönenden Lieblichkeit und tödtlichen Gewalt des Meeres, Der sehnt sich nicht nach den gelbgrünen Fettpolstern, in denen großstädtisches Seereempfinden sich auf der Leinwand verwicklicht.

Ich schreibe diese Worte im Angesicht der deutschen Nordsee, die machtvoll ruhend vor meinen Augen in klarem Bogen sich dem Firmament vermählt. Ihr Athem kühlt meine Stirn und ihr fernabdrauschender Gesang tönt in meiner Brust wieder. Und in der Umarmung dieser raubgewaltigen kunsttötenden Natur steigt jenes herrliche Bild des geschmähten Malers vor meinen Augen auf und seine Zauber wollen nicht verblasen.

Von Größe und Persönlichkeit.

Wer mich zwingen will, mit seinen Augen zu schauen, mit seiner Seele zu empfinden, an seine Welt zu glauben und in ihr zu leben, Der muß größer sein als ich an Stärke der Empfindung, an Macht der Sinne, an Gewalt der Persönlichkeit. Dann gebe ich, ein Gast seiner Seele, gern mein eigenes Selbst hinweg im reinen Doppelgenuß des Empfangens und Berechtens. Und nach dem ersten Staunen und Erfassen folgt liebevoll eifriges Vertiefen und Begreifen. Wie hat der Meister jenes abseitig fremde in die Einheit seiner Gesichte gefügt? Wie hat er dieses naheliegende, gefahrvoll triviale ausgeschaltet? Wie hat er die widerstrebende Materie gebändigt? Wie den Strahl seines Geisteswillens ans Materielle gebunden? Und Antwort auf Frage, Frage auf Antwort.

Unsere malerische Produktion in einem Jahr ist größer als die ganze Summe der Medicäerzeit. Unsere Ausstellungen besetzen, unsere Wände starten von Oeljarbe. Wo sind die großen Menschen, die solche Geschäftigkeit vertreten und rechtfertigen?

Jedes Zeitalter bekommt seine Färbung durch das Geistesgebiet, dem die stärksten menschlichen Potenzen sich zuzuwenden belieben. Heute, scheint mir, wenden sich unsere größten Geister ab von den Künsten, zumal ab von der Malerei. Wissenschaft, Technik und Erwerb haben alle Gewalten ergriffen und über allen Ländern tausend unsichtbare Königreiche geschaffen, die nach Herrschern verlangen. Was vormals über alle Dinge den Mann reizte und lockte, die Gefahr, sie heißt heute Verantwortung. Da mag es denn Manchem nicht verantwortlich genug sein, eine Leinwand auszufüllen — wär' es noch die Stirnwand der Sixtina! — oder einen Band Papier mit Herzenswirrnissen zu bedrucken. Wie Dem auch sei: die Mächte großer Menschen bleiben aus. Helikon und Barnab werden Lustgeheg des Frauenzimmers und des Aestheten, die sich ja immer gut vertragen haben.

Ja, unsere Zeit ist der Kunst und sie unserer Zeit nicht mehr von Herzen zugethan, obwohl man niemals zuvor ihr so viel geräuchert hat. Um die Enteilende zu halten, öffnet man ihr die Kinderzimmer und füttert die Rangen mit Botticelli, so daß sie schon siebenjährig Symbolismen von sich geben; man weicht ihr jeden Trambahnwagen und jede Schlummerrolle und würde wohl gar unsere Maschinen und Brücken künstlerisch „ausgestalten“, wenn nicht zum Glück findige Köpfe entdeckt hätten, im Konstruktioen läge eine Aesthetik der Zukunft, die man nicht stören dürfe.

Die Kunst entweicht. Erst dann wird sie verweilen, wenn man den Werth der wuchtigen Arbeit, der Meisterschaft und der gewaltigen Persönlichkeit wieder schätzen gelernt hat.

Ja: schätzen gelernt! Von den wenigen Vollmenschen der Kunst, die Deutschland besaß, sind kürzlich zwei gestorben: Lenbach und Menzel. Der Eine ebenbürtiger Chronist und Bildner des Pandaimoniens seiner Epoche, der Andere ein kleines Wundermonstrum, das sechzig Jahre lang die preussische Kunst, bald weit voran, bald im Getümmel, bald isolirt, auf seinen Rißlungenschultern trug. Man hielt ihnen Leichenreden und behandelte sie nicht schlechter als Seinesgleichen. Man verzich ihnen püchtig einen Theil ihrer Fehler in Anbetracht Dessen, daß der Eine mit Leibl bekannt war, der Andere ein Stücker dreißig Jahre vor Rognet ähnliche Bilder gemacht hatte, und ließ dabei durchblicken, daß solche Ehren eigentlich nur Vereinsmitgliedern gebühren.

Und nochmals Böcklin. Wenn Die von der Geschmädlerkunst kommen und Euch die Bonbondeuse einblasen: „Aber um Gotteswillen, er war doch weder ein Maler noch ein Zeichner“, so mögt Ihr ihnen antworten: „Zunächst war er Beides; sodann war er aber ein ganzer und großer Mensch. Wollte Gott, wir hätten ein Dupend Solcher; wir gäben für Jeden gern ein Schock Aestheten und Dinerphilosophen.“

Von Meisterschaft.

Kunst ist Handwerk. Keins von den rauhen zwar, die Felsen meißeln und Metalle strecken. Von Alchemie erlöst, da große Werke am Rhein unendliche Ströme von Farbstoff über die Welt ergießen, formt Malerei ihre „großen Maßstäbe mit „geschwundenen „Verkäufen, „noch „der „weithin „zu „schwer ist. Handwerk immerhin, denn die eigene Hand ist unerseßlich: Bilder sind bis heute noch nicht diktiert worden.

So reichte sich vor Jahrhunderten, würdig und anspruchlos, die Malkunst neben die Kunst der Goldschmiede, der Schwertschmied, der Bildwirker, der Baumeister. Meisterschaft — die Erfahrung der Väter vermehrt um die eigene, bereichert durch Kenntniß fremder Länder und gestützt auf rastlose Übung der Hand und des Auges —, Meisterschaft war Pol und Aze aller Kunst. Wie denn noch heute in anspruchloseren Berufen: vom Krämer und vom Diplomaten, vom Soldaten und Ingenieur, vom Schriftsteller und Musikanten, das genaue Studium des Meisters, die hundertfältige Kenntniß der Mittel und meisterliche Übung des Handwerks gefordert und geleistet wird.

So waren in jenen Zeiten auch die Aufgaben bedeutend, verantwortungsvoll, ja, unerseßlich. Ein Altarbild an heiligster Stelle bekräftigte die Verheißungen der Kirche, verkündete sie Menschen, die im Leben vielleicht kein zweites Gemälde erblicken sollten. Eine Klosterfahne mußte die überlegene Gottgefälligkeit des aufblühenden Ordens deuten. Der Schmutz des päpstlichen Gemaches war eine Staatsaktion vor anbetenden Souverainen. So erhöhte das meisterliche Werk, erniedrigte das mißrathene auf alle Zeiten Künstler und Besteller.

Noch im Jahrhundert des Glanzes und der Aufklärung war der Meister an große aufgetragene Pflichten gebunden; wenn auch das Werk nur ein olympischer Plafond und der Besteller ein Duzendfürst sein mochte.

Als aber die Mächte des Feudalregimes zusammenbrachen, trat eine Bourgeoisie hervor, die wohl Konsument, niemals Beschützer, niemals Richter sein konnte. Der Maler mußte, was vormals wohl ein Tizian wagte, auf Vorrath arbeiten; sein Werk wurde Marktwaare. So war das Handwerk seines Bodens und Erdreichs beraubt, entwurzelt. Damals begannen die Maler die Denkweisen des Handwerkers zu verlassen und die literarisch berühmten Mäuren des Künstlers anzunehmen; Begriff und Diskussion des Talentes, das vormals nur ein Ingrediens der Meisterschaft gebildet hatte, trat in den Vordergrund.

Noch immer blieb der Beruf der Kunst hart und ernst. Da sandte die Natur, die alles Trägbehäbige haßt, der nicht mehr jugendlichen Bourgeoisie eine seltsame Plage: sie rächte sich für die Erblichkeit geistiger Arbeit und verfügte, daß in allen Häusern dieses Lasters die dritte oder vierte Generation

als neue Varietät zur Welt kommen sollte. Diese Varietät zeigt sich in körperlich wenig bedeutenden Menschen, die, mit ungewöhnlicher Rezeptivität behaftet, frühzeitige und entschiedene Reigung für die Neurotze der Kunst verrathen und bethätigen. Tritt die Erscheinung in Städten auf, so wird sie durch die Uebersättigung unserer Kultur mit künstlerischen Surrogaten und Effizzen nicht unterdrückt, sondern gekräftigt. Da das Phänomen eine psychopathische Bezeichnung noch nicht gefunden hat, wird es in der Familie als die Erstehung eines Talentcs begrüßt; und der Träger der Abnormität, den man einst zum Pfaffen oder Schneider gemacht hätte, zum Künstler ausgebildet.

So haben sich die Talente in unseren Tagen vertausendfacht. Und die angehende Vermischung des Künstlerthums mit internationalen neuropathischen Talenten bedeutet die Entwurzelung des Künstlergeschlechtes.

Ein drittes ernstes Moment darf nicht verschwiegen werden. Uebervölkerung und Lebensansprüche haben eine große Zahl von Frauen gezwungen, den Beruf der Liebe und der Herrschaft zu verlassen und nach der Art dunkler Massen sich durch Arbeit zu erniedrigen. Dies hat ihre Anrechte an das äußere Leben gesteigert und auf das ihnen nächstgelegene Gebiet der Kunst rückgewirkt. Die Frau — ich rede nicht von androgynen Halbbildungen, die in allen Thätigkeiten Vieles, meist Halbes, zu Wege bringen — lebt in voller Unkenntniß des Materials und der Struktur, des Handwerks und der Konstruktion. Sie scheut nicht vor gußeisernen Rippestischen, vor papiernen Glasbildern und blechernen Telleruhren. Der grenzenlose Rückgang der Gewerke, der Jammer des Waarenhauströdels begann, als der Mann ihr den Einkauf nicht mehr allein des Landes und der Nahrung, sondern auch des Hausrathes ihr überlassen mußte. Auf die Kunst wirkt nun die Frau ein als Ausstellungsbefucherin, Dilettantin, Leserin der Kunstkritiken, Beratherin des Ankaufs. Ihr Geschmack geht auf Modernes und Extremes.

Würdig des Romanschreibers wäre es, Lauf und Leidensgang des Kunstjünglings, begonnen unter dreifach finistren Vorzeichen, zu schildern. Wie zwei Jahre münchener, ein Jahr pariser Schule ihn mit dem Rüstzeug des Jahrhunderts wappnen, wie erste Zweifel an der Göttersendung durch Vergleich mit tausend Gleichgearteten gestillt werden, wie auf dem Gipfel des Lebens die Tage der Stimmung und der Arbeit denen der Mißstimmung und Unthätigkeit in gemächlichem, sorgsam respektirten Rhythmus folgen.

Zenith des Jahres ist die Ausstellung. Bald ist erkannt, daß ein Bild sich nur in die Erinnerung des flüchtigen Beschauers einbrennt, wenn es zur Rechten und zur Linken herzhast absticht. Der Say: „Genialität ist originell“, um ein Kleines verübt: „Originalität ist genial“, verlangt, daß jeder im Leben, Fühlen und Denken noch so durchschnittlich Normale sich eine Persönlichkeit, Individualität oder Note beschaffe, zum Mindesten aber sich auslebe.

Und ist der Variationkreis der Originalitäten erschöpft, so bleibt doch unerschöpflich die Eigenschaft des Farbempfindens. Man kann wenigstens Das blau sehen, was der Andere violett, oder gelb, was der Dritte grün sah.

Pinselführung ist wichtiger als Respekt vor der Natur. Kühne Kurven des Striches wirken frisch und launig. Ob ein Baum als lebendiger Organismus athmet, bleibt dahingestellt; in erster Linie ist er leuchtender Fleck. Daß das Gerippe der Erde, bedeckt oder unbedeckt von der Hand des Bodens, noch Urgelegen gewachsen sei, ist reine Theorie. Immerhin empfiehlt sich, ein unbestimmtes Dänengelände, schon des Tones wegen, zu wählen. Zwei Gesetze jedoch gebieten selbst der freisten Originalität Halt: Das Portrait muß in der Komposition japanisch und in der Farbe glasgowisch sein, die Landschaft muß wirken wie ein flüchtiger Blick aus einem Fenster.

Bei der Schilderung dieses Treibens — die, wie der verständnißvoll Lesende empfindet, nur einem Theile der zeitgenössischen Malerei, den neu-modisch konstituirten Talenten, gilt — darf ein grotesker Zug nicht ausbleiben.

Die Wahrheiten der neuen Schule sind mittlerweile ja ziemlich ehrwürdig geworden; so alt etwa, wie Wahrheiten im Allgemeinen zu werden pflegen. Außer den Kunstfremden, die zeitlos sind, lehnen nur noch Wenige sie ab und lassen es ungewiß, ob ihre Opposition der Sache oder dem Gebahren gilt. Dies hindert unsere Jüngsten nicht, in den Falten der Brutustoga die Rolle gekränkter Revolutionshelden frischweg fortzuspielen.

Begreiflich wärs, wenn die alten echten Revolutionäre — vielleicht, genau betrachtet, war es nur Einer, der denn auch ein wahrer Meister wurde und geblieben ist — sich mit Groll der alten Kampfzeiten erinnerten, als sie, vereinsamt, verlassen von den Nächststehenden, im unsauberen Hagel der Insulten standen. Aber wo sind die Wunden der Jungen? Nach den neuesten Methoden hat man aus zweiter Hand sie ihr Handwerk gelehrt und das verfloßene können sie vom Hörensagen.

Wäre es nicht zu ihrem Glück noch irgendwo einen konservativen Minister — oder ist es ein Akademiedirektor? —, der den markirten Feind spielt, so wäre der Traum der Revolution vernichtet; man hätte ein paar magere Staatsaufträge und die reichlichen Käufe der Oppositionspekulanten hörten auf. Darunter verstehe ich die Kunstbesitzer, die von spät erkannten Genialitäten gehört haben und die in verständiger Würdigung des eigenen Instinktes Dasjenige kaufen, was ihnen so recht von Herzen zuwider ist; hoffend auf das große Los und hundertfältige Vergeltung des Kapitals mit Zins und Zinseszins.

Das Publikum spricht.

Niemals hat Bourgeoisie, weder schaffend noch richtend, die Kunst gefördert. Aber innerhalb des großen sichtbaren Publikums lebt ein unsichtbares

kleines, das Achtung verdient; nicht die aufdringliche Schöngeistgemeinde dieses und jenes Künstlers, die sich für die Mühsal des Kleinkramlebens durch lärmende Parteinahme in Kunstfachen entschädigt, sondern die Summe der Beteiligten an einem wenig bekannten Nationalgut, dem gesunden Menschenverstand.

Solcher Gestalt, denk ich mir, könnte dies Publikum sich äußern:

Vae Victis! Ihr habt uns gebändigt. Uns, die Nachkommen alter Jäger und Fischer, die wir den Vogel in den Zweigen, den Kahn auf höchster See erspähen: uns habt ihr gezwungen, nach Art der Franzosen blinzeln, nach Art der Orientalen äugen zu lernen, um Eure Bilder zu begreifen. Soll es immer dabei bleiben?

Ihr habt uns bewiesen, daß Licht und Sonne und wieder Licht der Gegenstand der Malerei ist. Wir wissen jetzt genau, wie Licht mit Oelfarbe gemacht wird. Wir wissen auch, wie viel Licht in der Oelfarbe steckt. Kriegen wir von jetzt ab nur noch Oelfarbenlicht zu sehen?

Wir sind davon überzeugt, daß es in der Natur viel mehr Violett giebt, als irgend ein Mensch ahnt. Wir haben auch begriffen, daß eine weiße Schürze lediglich aus bläulichen, röthlichen und gelblichen Tönen besteht und daß Reflexe manchmal die merkwürdigsten Farben geben. Müssen wir uns immer wieder von Neuem wundern, wenn es Jemand macht?

Ihr habt uns ganz in unserer Hand. Euer Reich ist durch Organisation gefestigt. Die Töchter der harmlosesten Familien fangt Ihr ein — ihr Klavierspiel vormals taugte freilich auch nicht viel —, infizirt sie mit den Keimen Eurer ewig neuen Kunst und laßt sie als Bestratten in den Häusern herumfahren, so daß die Großmutter pointillirte Nachtjaken verlangt und die Stopferin in Kontrastfarben arbeitet. Die Presse ist Euch ergeben. Von Krefeld bis Magdeburg und von Chemnitz bis Graudenz hört die kunstschreibende Jüngerschaft das Kommando Eurer Führer. Sieben alte Meister werden respektirt, ein Duzend neue bilden den Katechismus und im Uebrigen wechselt es ab mit der Farbensymphonie des Herrn Müller, der Weltseelenwurzelerschaft des Herrn Schulze und dem Erdgeruch des Herrn Sohn.

Eure Betteln und Brüder, die Möbelzeichner und Innenarchitekten, regiren in Eurem Namen unsere Häuslichkeit. Sie haben uns klar gemacht, daß wir bisher weder richtig gegessen, noch getrunken, noch sonst was gemacht haben, und lehren uns, wies geschehen muß. Zum Eßzimmer muß man drei Stufen empor steigen und es muß violett sein, des Essens wegen. Zum Schlafzimmer muß man bergab steigen, weil es am Abend ist. Die Möbel müssen etwas Bäuerliches und etwas Altoäterliches haben und man muß versuchen, sich dazu in die zugehörige Stimmung zu setzen, wenn man auch am Tage andere Dinge im Kopf hat. Vor Allem muß man beständig genau darauf achten, daß Alles recht naiv und ursprünglich bleibt.

Ihr seht: wir sind in allen Dingen gelehrige Schüler. Aber es ist uns noch nicht gelungen, unsere ganze Natur gefügig zu machen. Noch immer sind wir Deutsche. Wir erschrecken vor dem Grellen, dem Aufdringlichen, dem Extremen. Unsere Gefühle und Leidenschaften sind tief, aber schamhaft gewöhnt, nicht an der Stirn getragen zu werden. Wir dämpfen den heftigen Ausdruck und deuten Unausprechliches von fern her an, um nicht verziickt und aufgereggt zu stammeln. Wir beschatten unsere Empfindungen und lieben den Hauch der Wehmuth über unsere Freuden gebreitet. Wir lieben die Natur mit bräutlicher Liebe, wir versenken uns ehsfurchtvooll in die Schönheit ihrer Schöpfung, wir freuen uns der Zartheit eines Haidekrautzweiges nicht minder als der südlichen Majestät schwarzer Cypressen. Ja, wir bekennen frei und unverzagt: Gläubig oder ungläubig sind wir voll Frömmigkeit. Hinter dem Schleier der sichtbaren Natur ahnen und verehren wir das Unausprechliche, Ewige, gesetzmäßig Waltende, das die letzte Faser alles Erschaffenen durchglüht und heiligt.

Wir fragen Euch: Werdet Ihr uns jemals wieder eine Kunst schenken, die wir nicht bloß begreifen, sondern erleben? Werdet Ihr uns die heilige Nacht unserer Wälder, die Lauterkeit unseres sanften Himmels, die herbe Reinheit unserer Nordlandsee widerspiegeln, so daß wir, aus Eurer Seele verklärt, durch unsere Augen sie dankbar empfangen?

Kann solches Wunder sich nicht so bald erneuen, so werden wir in den dämmernden Kyffhäuserburgen unserer Museen verweilen und geduldig spähen, wie lange noch die schwärzlichen Vögel über westliche und nördliche Grenzen hin und wieder schweifen und mit scharfer Stimme die Zeit der internationalen Herrlichkeiten preisen.

So spricht ein Publikum, doch ach, ein unsichtbares. Und seine Sprache ist nicht die Sprache des Mundes; es ist die Sprache eines dunklen, ruhelosen Traumes, den selten nur unwillig unbewußte Bewegung verräth. So sei es mir erlaubt, den Mund zu öffnen und mein letztes Hoffen zu gutem Ende auszurufen.

Frommer Wunsch:

Gott schenke der deutschen Kunst ein gutes Jahr. Er schenke ihr Seele und Vertiefung, er erwecke ihr Respekt vor der Natur, gebe ihr mehr Meisterschaft und weniger Originalität und sende ihr ein paar große Menschen.

Ernst Reinhardt.



Der Geistbrenner.

Der einmal so fünfzig Jahre lang Zeuge des Weltlaufes gewesen, bei Dem müßte sich, so sollte man meinen, der ganze innere Mensch geändert haben. Alles ist ja so unerhört anders, als mans in der Jugend gesehen, geträumt hat. Die lange Reihe von Hoffnungen, Ueberraschungen und Enttäuschungen, von Freuden und Qualen, von Entwicklungen und Verwickelungen und Löösungen, bei denen immer wieder Alles erwartet wird und immer wieder nichts herauskommt: diese Reihe von großartig ausgedonnerten Wichtigkeiten müßte ein denkendes Wesen doch endlich gleichgiltig machen, in den Zustand jenes Träumenden versetzen, der bei keiner Feueröhrnung mehr aufschreit, bei keinem Sturz mehr zusammensinkt, weil er in seinem Halbschlummer weiß: es ist doch nur ein Traum.

Jawohl, wer fünfzig Jahre lang am tausenden Webstuhl der Zeit steht, Der müßte es endlich doch weghaben, wie die Fäden geknüpft, verschlungen und die Knoten wieder gelöst oder zerhauen werden. Er müßte sehen, daß Jeder, der da mit hineingewoben wird, eigentlich gleich gut daran ist, ob sein Faden nun geradeaus oder querüberläuft. Ein Kreuz bildet's immer. Der Sehende kommt ruhig darüber hinweg; der mit den übrigen Fäden ringende und sich verklemmende, auf andere Fäden sich stützende, in andere Fäden sich bergende und doch für sich ein freier selbstfüchtiger Faden sein wollende Hascher und Haber leidet ganz verzweifelt. Der ruhig Schauende ändert sich im Lauf seines Lebens. Der Haschende und Habende ändert sich nicht. Dieser ist lediglich Stoff, der nach gemeinen Naturgesetzen steigt und fällt, sich physisch ausdehnt, chemisch verbindet und nicht anders als ein Klumpen Erde mitthun muß in dem Kessel, aus dem ewig die Blasen steigen und in dem der Bodensatz in die Tiefe sinkt. Die Haschenden und Habenden, sie sind es, die den Kampf ums Dasein mit dem jelden trostlosen Stumpfsinn ringen wie der Wurm und die Milbe und die Eintagsfliege. Die Haschenden und Habenden, sie sind für sich nichts; erst wenn sie sich mit Gleichwerthigem, mit der Stoffmasse verbinden, scheinen sie Etwas zu sein, wenigstens so viel, daß sie sich selbst und Gleichgearteten genügen. Sie schauen nicht, sie denken nicht, sie sind bloß, wie ein Schwammthier oder ein Weichtier ist. Diese rein materiellen Menschen sind eigentlich das Unschuldigste, was es geben kann; sie sind ja halb unbewußte Wesen; sie dämmern so hin im Verdauungschlummer, als ob sie zu viel gefressen hätten, oder sie greifen instinktiv immer und immer mit ihren Jüngern aus wie Sreethiere, die Alles, was sie erhaschen können, einmal an sich ziehen, wenn sie auch, längst übersättigt, Alles wieder fallen lassen müssen. Die Hascher und Haber, diese Vermeßten! Und doch: diese Glücklichen! Weil sie ja so kurzfristig sind und so tief in ihren Tag hineingebettet, daß sie keine Ahnung haben von den ewigen, glühenden, göttlichen Dingen, die den Schauenden nimmer zur Ruhe kommen lassen.

Der reine Stoffmensch ändert sich nicht durch ein Erleben; er ist als Greis innerlich der Selbe, der er als Kind gewesen, wenn auch nicht immer ein Habender, wohl aber immer ein Haschender. Er denkt nicht weit genug, um sich zu fragen, wie er die erhaschte Beute nutzen werde; er denkt kaum daran, welchen Werth sie für ihn hat; er lebt in der dämmernenden Vorstellung dahin: Das gehört mir! Es ist ein Verjantensein in die Stoffwelt, ein friedlicher Schlaf. Aber der Schauende ändert sich in seinen späteren Tagen. Er mag in der Jugend von den Sinnen zum Stoff hingezogen worden sein; aber als ihm das Auge ausging, trat er ein Wenig zurück

von dem tausenden Webstuhl, um nicht in das grobe Tuch der Menge mitverwoben zu werden. Er beobachtete, wie da Alles vor sich ging, betrachtete seinen Standpunkt gegenüber dem Tuch und dessen Weber, — und war ein Schauender geworden.

Was da aufsteht, Das wird von der Menge mit Jubel begrüßt, was hinfällt, mit Schreck und Klage besattelt. Der Schauende jubelt nicht, erschrickt nicht und klagt nicht. Er weiß: diese Schürzungen und Lötungen sind selbstverständliche Vorgänge am Webstuhl. Er sieht den Wandel und Wechsel im Kleinen, er sieht, wie die einzelne Kreatur vergehend aufschreit: Ich sterbe, jetzt ist Alles aus! Und doch ist nichts aus; Alles flutet im gleichen mächtigen Lebensstrom weiter dahin und der Lebensstrom ist und bleibt so urfrisch wie am ersten Schöpfungstage. Dieses Sehen hat den Schauenden verwandelt. Er war Stoffwesen und ist ein vergeistigter Mensch geworden; er steht gleichsam außerhalb des Schlagbalkens, der die Fäden aneinanderstößt; er schaut vergnüglich dem Weber zu. Aber wenn er ihn fragt: „Meister, wozu das viele Tuch, das Du webest und auf die Rolle windest?“, so bekommt er keine Antwort.

Vor etlichen Jahren war ich eines Tages an der Reichsstraße in eine Hütte eingelehrt. Eine ziemlich armselige Hütte, in deren Mauerspaltcn Gras keimte. An der schiefwinkligen Thür, deren Fugen mit Moos verstopft waren, klebte ein Blatt Papier, auf dem in ungefügter Handschrift die Worte standen: „Hotel zum Napoleon“. In der Hütte saß ein alter Mann in einem Zwilchmittel, aber barfuß. Er hatte einen schönen weißen Bart, einen Holzblock zwischen den Händen und stampfte im Bottich Vogelbeeren ein. Meine Anfrage, ob ich während des Gewitterregens in seinem Haus Unterstand halten dürfte, wurde damit beantwortet, daß der Alte Körbe und Stiefel von der Wandbank wegräumte, auf daß der Gast sich behaglich niederlassen könne. Sogar einen Lodenmantel rollte er zusammen zu einem Hauptkissen, falls ich mich ein Bißchen hinlegen wolte. Ich sei, meinte er, gewiß schon weit gegangen und hingestreckt ruhe sich der Wandersmann am Besten aus. Auch in der ewigen Ruhe verlege sich der Mensch aufs Liegen.

„Hab' mirs gleich gedacht, daß Das ein vornehmes Hotel ist, das Hotel Napoleon“, sagte ich spassend.

„Das wohl; nobel sind wir schon!“ Der Alte lachte und goß aus einer großen Flasche eine wasserklare Flüssigkeit ins kleine Reichgläschen, das er vor mich auf die Tischdecke stellte.

Auf meine nähere Erkundigung nach der Geschichte dieser Firma antwortete er: „Will der Herr die zwei Dukaten sehen, die der Napoleon meinem Vater (Gott tröste seine Seele!) hat auszahlen lassen?“ Und mit dem dünnen Finger durchs Fensterchen zeigend: „Dort, wo jetzt der Brennofen steht, beim Hollerbuschen, ist die Schmiede gestanden. Von gestern und vorgestern rede ich nit. Ist ja mein Vater noch ein junger Bursch gewest. Hufschmied an der Straßen. Ein gutes Geschäft dazumal. Wenn auch nit gerade Jeder fürs Pferdebeschlagen drei Dukaten hat gegeben wie der Franzosenkaiser, als er vorbei ist geritten gen Graz. Später, als es mein Vater erfahren, wer der kleine Neiter ist gewesen, hat er freilich die Dukaten auf den Steinhäufen geschleudert. Und noch später, viel später, wie es geheißn hat, der große Napoleon sei auf eine Insel im Weltmeer verstoßen worden, hats die Veul' umgewendet und mein Vater hat den Steinhäufen abgetragen. Zwei hat er richtig wieder gefunden von den Goldstücken; und die sind in der Familie verblieben zum ewigen Andenken.“

Es wollte mir nicht übel gefallen, daß dieser Hufschmied, entgegen dem Weltbrauch, den Mächtigen gehaßt und den Unglücklichen geehrt hat. Ich nahm einen Schluß von der klaren Flüssigkeit. Das war Feuer, eines Hotels Napoleon würdig. Es regnete Stunden lang, der Weg bis zum nächsten Bahnhof war nachher immer noch leicht zu machen und so verlor ich mich mit dem frohen alten Mann in ein anmuthiges Gespräch, während er mit dem Kolben im Vottich seine Vogelbeeren stampfte. Dort, wo angeknüpft war, erzählte er weiter. Sein Vater habe neben der Schmiede eine Schänke aufgethan, damit den Fuhrleuten, die etwa in der Reihe auf das Pferdebeschlagen zu warten hatten, die Zeit nicht lang werde. Aus der Schänke sei allmählich ein Wirthshaus geworden und aus diesem ein großer Gasthof, wo alle Fuhrwerke und Herrschaftskutschen Einkehr gehalten. Um diese Zeit sei er, mein jetzt so weißbartiger Mann, aus Licht gekommen, gehegt und erzogen und „von den Leuten verkungst wie ein Prinz“. Der einzige Sohn des reichen Napoleonwirthes! Denn so hat der Gasthof geheißsen und die Deutschen sind lieber beim „Napoleon“ eingekehrt als beim „Kaiser Rothbart“ auf der nächsten Poststation, weil beim Napoleon eben der Wein besser gewesen. Dann kamen die Eisenbahner ins Land. Da gab es Fuhrwerk über die Massen und ungeheuer viel Geld. Die Leute hatten nur so gelacht dazu, obwohl sie den Strick schon um den Hals hatten. Aber er war noch locker. Der Napoleonwirth selbst hatte Tag für Tag vierundzwanzig schwere Pferde auf der Straße und am Tag der Eisenbahneröffnung saß er an der Ehrentafel fast ganz oben in der Nähe der hohen Herren und einer von ihnen feierte ihn durch einen Trinkspruch als den König der Straße. Das war vielleicht ein unbeabsichtigter Spott; aber ein großer. König der Straße hieß in diesem Fall König ohne Reich, denn wenige Jahre später: und auf der Straße konnten sich Schafe satt weiden. Der alte Napoleonwirth trankte sich sehr darüber, daß die Eisenbahn, die er so emsig miterbauen half, so treulos war. Kein Mensch, sagte er, sei noch so grob betrogen worden wie er, der Napoleonwirth. Der Eisenbahnzug, der oben am Berghang hinrollte, piff auf ihn herab und kein Gesetz kümmerte sich um die Straße. Ohne gewöhnlich andere Gäste zu haben als manchmal einen durstigen Nachbar, wirthschaftete er in seiner Weise noch eine Weile fort; und als er endlich Haus und Hof verkaufte, geschah es gerade so, daß die Gläubiger keinen Schaden hatten. Da meinte der alte Napoleonwirth, für ihn sei es nun die höchste Zeit, zu sterben, denn ein paar Jahr später hätte es nicht einmal mehr für einen Grabstein gereicht. Ein Leben ohne Nachlaß und ohne Grabstein hatte er für die überflüssigste Arbeit von der Welt gehalten.

Und der junge Mensch, der Sohn, stand nun allein auf der Straße. Manchmal saß er auf der Bank vor der verfallenden Schmiede und beobachtete die Leute, wie deren doch von Zeit zu Zeit wieder vorüberkamen. Und wenn er sich so ins Schauen verlor, da war ihm anfangs, als vermöge er den Injassen des Biergeschannes und den hinkenden Handwerksburichen nicht zu unterscheiden. Es sei denn, daß Dieser einen munteren Marsch piff und Jener ein gelangweiltes Gesicht machte. Und dann wieder zu sich kommend, fragte er: „Was thue ich jetzt? Am vollen Trog habe ich schon gefessen.“ Nichts war davon übrig geblieben als der Nachtheil, daß ihn nun der leere doppelt verdrießen konnte. Doch er verdroß ihn nicht eigentlich. Er war gegen alle weiteren Unfälle gut versichert bei der Assurancegesellschaft Habenichts & Co. Der Pfarrer seines Ortes hatte einmal ge-

predigt, der Christ solle dem Geiß leben. Und weil er Das nicht weiter erklärte, so legte der Zuhörer es sich selber zurecht. Es wird auch am Besten sein. Das braucht kein großes Betriebskapital. Ich will dem Geiß leben. Und gründete eine kleine Brauntweimbrennerei. Die Wurzeln, Beeren und Abfälle, aus denen er den Geiß zog, hatte er unjonst; er brauchte sie nur zu sammeln, manchmal dafür ein „Bergelts Gott!“ zu sagen und ein „Stampel Brauntwein“ zu versprechen. Wenn dann der Nachbar kam, um ihn zu trinken, griff er doch in den Sack; denn man hatte den fröhlichen Burjchen nicht ungeru und vermuthete, daß er auch ein Bißchen leben wolle. Er scheint auch in seiner Unterhaltung Geiß geschänkt zu haben und nicht etwa Fusel, wie mancher günstige Ritter vom Geiß zu destilliren pflegt. Da das große Einsperrhaus an der grünen Straße keine rechte Verwendung mehr finden konnte, so wurde es abgetragen und aus seinen Ziegeln am Bahnhof eine Wagonhalle erbaut. Nur die alte kleine Schmiede blieb stehen, um dem einzigen Uebriggebliebenen zur Werkstatt zu dienen. Das Wohnhaus dazu hatte er sich aus dem Fachgebälk des abgetragenen Gasthofes selbst gezimmert. Und hier lebte der Mann nun gelassen dahin, länger als fünfzig Jahre.

Er war Zeuge, wie sich in dieser Zeit Alles mehrmals umstürzte. Die Menschheit machte Purzelbäume. Stand sie auf den Füßen, so behauptete sie, die einzig richtige Grundlage für den Fortschritt sei der Kopf; und stand sie auf dem Kopf, so klagte sie, daß Alles in der Welt verkehrt sei. Der Schauende stand abseits und war ein Wenig verblüfft. Nicht der Wandel befremdete ihn, sondern die Stetigkeit der Kreatur. Trotz allem unbegreiflichen Wandel blieben die Leute sich gleich. Brauten die Häuser nieder, so tranken sie Brauntwein, um Kraft zu gewinnen. Die Felder wurden zu Wald; die Leute tranken Brauntwein und wanderten aus. In den Wäldern streiften Jäger und tranken Brauntwein. Und der Alte machte seinen Brauntwein gerade so, wie man ihn vor so viel hundert Jahren gemacht haben mag. Und auch wo sie es anders machen, ist im Grunde das Selbe. Alles kreist um den Punkt; und dieser Punkt rührt sich nicht vom Fleck. Zur Zeit der Ritter war es Mode geworden, in Kutschen zu fahren; zur Kutschenzeit ist es Sitte geworden, auf der Eisenbahn zu reisen; in der Eisenbahnzeit wurde es nobel, den Motowagen zu heben; zur Zeit des Motowagens wird es vornehm sein, im Luftballon zu fliegen; und zur Zeit des Luftballons werden die Herren plötzlich finden, das Vornehmste, das Stolzeste, das Ritterlichste sei das Reiten auf dem Pferd. Ein Ringelpiel wie auf Jahrmärkten. An einzelnen Stellen wurde wieder gerodet, wurde wieder gebaut: und immer tranken sie Brauntwein und haschten nach Habe, nach grubem Genuß und waren stumpfsinnig für alles Andere. So war die Masse immer gewesen und das Erdbeben der jungen Welt hatte wenig geändert. Die Masse ist Rohstoff, an dem die Wetter der Zeiten immerwährend formen und zerföhren. So streute die Natur ihren Menschenhaud auch wieder einmal auf die Straße. Eines Tages kam der närrisch gewordene Scherenschleifer und der laufende Teufel. Der Erste ein Reiter ohne Kopf, der Zweite ein Kopf ohne Reiter. So der wörtliche Ausdruck des Alten; ich kann mir nur denken, daß damit die Radfahrer und Automobilisten gemeint sein sollten. Und so, fuhr er fort zu sagen, habe sich seit fünfzig Jahren Allerlei hingeeändert und zurückgeändert, im Weltkasten sei Alles ganz toll durcheinandergerrüttelt. Aber die Zwetschen,

seien sie braun oder blau, süß oder herb, frisch oder saul: der Kern sei gleich geblieben. Es sei der selbe harte Kern mit etwas Geist im Innern. Der Mensch turne und habe, „dottere“ und schneide an sich grausam herum, sei aber inwendig ganz der Alte geblieben. Vor Zeiten habe eines Tages ein armes Weib ver- schmachteud an der Straße gelegen und ein vornehmer Bierpänner sei lustig vorübergefahren. Vor einigen Wochen habe da unten bei der Telephonstange Nummer 321 der Blitzschlag einen alten Hausknecht betäubt und ein Automobil sei lustig an ihm vorübergefahren. Einen Menschen aufheben und laben: Das kann man von so Einem nicht verlangen. Muß noch froh sein, wenn er selber Keinen niederrennt. Ja, der Kern ist hart und ein Wenig giftig. Aber abgewöhnen mag man sich doch nicht, das Zwischenschneifen. Das Auswendige nascht man und auf den Kern läßt man sich nicht ein. Dann bleibt man halt abseits stehen und schaut zu und merkt nur, daß man anders geworden ist. Und brennt Geist.

Während solcher Reden hatte der alte Schnapsbrenner mir einen ange- schnittenen Laib Weißbrot vorgelegt und mich eingeladen, die Stiefel auszuziehen, damit sich die Füße besser austrafen könnten. Ja, er stellte sich ausgebreitet hin und wollte sie mir von den Beinen reifen.

Ich lachte und sagte ihm offen, was mich wunderte. Daß er bei seiner Weltverachtung noch so gut sein könne. Ich sei in seinen Augen ja auch nichts Anderes als ein Stückchen des Menschenhaubes auf der Straße. Da fuhr er munter in die Höhe: „Ja, glaubt Ihr denn, Ihr bekommt das Alles geschenkt? O, das Hotel Napoleon ist ein gar theures Hotel!“

„Ich hoffe, daß Ihr Euch die Sachen bezahlen lassen werdet.“

„Bezahlen! Geht mir weg mit dem Wort Bezahlen! Allerlei Geist habe ich Euch vorgelegt. Guten Geist!“ sagte er mit gar ernsthafter Miene hinzu. „Und seit wann thut man den Geist mit Ziffern und Zahlen ab, seit wann? Ich denk', Ihr werdet Euch selber dasaffen müssen. Ich denk' wohl.“

Der Gewitterregen war vorüber, die Straße hatte kaltgraue Tümpel und die Sonne schien wieder drein. Als ich zu Dank und Abschied dem Alten die Hand reichen wollte, nahm er sie nicht an. „Bleiben wir mit beisammen?“ jagte er. „Wir bleiben ja beisammen!“

Damals dachte ich, er spreche doch Unsin, manchmal. Heute denke ich Das nicht. Ueber zwei Jahre sind seitdem dahingegangen; in jene Gegend kam ich nicht mehr, den Alten habe ich nicht mehr gesehen: und doch muß ich oft, sehr oft an ihn denken. Ja, so oft ich selbst mich als Weltbeschauer empfinde, muß ich an jenen Schauenden denken. „Wir bleiben beisammen!“ hatte er gesagt. Es dürfte stimmen. Ich war an seiner Weisheit hängen geblieben.

Aber, mein lieber alter Geistbrenner, es wird uns nicht viel helfen. Wenn wir Zwei uns auch außerhalb des tausenden Webstuhles stellen, Einer links und der Andere rechts, und dem Weber mit Zudenknüpfen Handlangerdienste zu leisten vermeinen: wir sind doch mitten im Gewebe; nur sind wir als Fäden vielleicht widerhaariger als Andere und bilden häßliche Knoten. Alle miteinander machen wir das läberliche Tuch aus.



Jungfrauen.

Die letzten Gäste kamen fröhlich herein. Sie schalten über die erstorenen Blüten, den Sturmhimmel, die Schwärze des Sees. Auf dem Monte Baldo hatte es geschneit! Italien erfüllte Alle mit Bitterkeit.

„Ich dachte überhaupt, hier sei immer blauer Himmel!“

„Seien Sie nur zufrieden! Wir haben wenigstens einen anständigen deutschen Ofen. Dieser im Land hört einfach alle Kultur auf und man kriegt Frostbeulen.“

Der alte Budlige entschuldigte Alles, im Namen der Schönheit. Die drei aus verschiedenen Himmelsrichtungen zusammengereisten Töchter redeten schon wieder, über ihre eingeshrunppte Mutter hinweg, sehr laut von Konzerten, die sie gegeben, von Bildern, die sie ausgestellt hatten. Die Mama der beiden kleinen Mädchen sprach nur von ihnen. Die Frau Geheimrath rühmte das Nachtleben von Berlin. „Mein Mann kennt Alles“, wiederholte sie; und bedachte nicht, in welche Verlegenheit man sie setzen konnte mit der einfachen Frage, was er denn kenne. Der alte Budlige stellte nur fest, daß auch in Wien nichts Manches los sei.

„Das ist nicht wahr!“ rief die Geheimrätthin. Und obwohl der Budlige vor Empörung fast sticht: „Wie können Sie mir Das sagen!“, behauptete sie nochmals: „Das ist nicht wahr!“

Der Redakteur aus Augsburg erklärte die Säule mit dem Markusküsten am Strande für ein recht anmuthiges Werkchen; und Claire und Uda beobachteten, wie er bei dem Wort „Werkchen“ die Zähne flitschte.

Alles machte ihnen Erkennen: die schlechte Erziehung der Frau Geheimrath und das Uebrige. Sie waren fünfzehn und sechzehn Jahre, noch nie vorher von ihrem Landgut heruntergekommen und hielten der unbekanntem Welt ihre hellen Augen groß als Spiegel hin. Niemand jah sehr lange hinein; man schien den Spiegel ungar zu finden und wenig vortheilhaft. Und wenn ihnen ein Blick anwich, lächelten sie einander zu, ohne recht zu wissen, warum.

Am Meisten wunderte sie, daß die Mutter für dem Leuten rühmte, und zwar wegen der natürlichsten Dinge, die daheim noch nie erwähnt waren. Daß sie sich gegenseitig eine Strafarbeit abnahmen oder einander einen Spaziergang abtraten: Das unterhielt nun die ganze Gesellschaft und es war genau so, als hätte man ausführlich darüber verhandelt, daß sie Uda und Claire hießen. Die beiden Namen ließen sich nur zusammen aussprechen; einer ohne den anderen hätte einen ganz leeren Klang gegeben. Und so hatten sie selbst nie einen Schritt gethan und kein Gefühl gesagt, es sei denn gemeinsam. Jede setzte die Andere für sich; und als neulich die Erzieherin, die von ihnen ging, zu Claire gesagt hatte: „Wirst Du mich nicht vergessen?“ Da hatte Claire geantwortet: „Nein, gewiß nicht, Fräulein. Uda wird Sie doch nicht vergessen!“ Weil die Schwester so gut war, fühlte die Schwester sich vertrauenswürdig und voll Güte. Und ein Mensch, den die größere, blühende Uda lieb hatte, durfte glauben, es liebe ihn auch die blasse kleine Claire.

Da ging mit einem Ruck die Thür auf; und plötzlich stand mitten im Zimmer ein neuer Herr, als sei eine ganze Garbe von Sonnenstrahlen hereingefallen. Er stand mannhaft aufgeredt. In seinem bis an den Hals zugeknöpften wollenen Schokrock war seine Brust breit und seine Hüften waren schmal. Er führte ein

sieghaftes Lächeln über die Köpfe der Gäste hin. Sein großer, goldblonder Bart mit den weißen Zähnen darin lächelte gerade so wie seine blihenden blauen Augen. Auf einmal streckte er eine große, schöne, goldig behaarte Hand aus und eilte auf den alten Budligen zu. „Rein lieber Herr Hermes!“

Der Große umarmte den Kleinen und verstandete mit prächtiger, metallischer Stimme, wo sie sich früher schon getroffen hätten. Herr Hermes stellte vor: „Herr Schumann“; und der Anfümmeling sah Allen nach einander fest in die Augen. Bei der Geheimrätthin jagte er: „Sehr angenehm“ und es dauerte etwas länger. Mit den beiden kleinen Mädchen ward er am Raschesten fertig.

Raum sah er nun mit am Tisch, da gab er in Allem den Ausschlag. Die drei zusammengereisten Schwestern sprachen weniger und leiser und sahen ihn dabei fast zaghaft an. Er vermittelte auch zwischen dem Nachleben von Berlin und dem von Wien; und während er Herrn Hermes vollkommen zu trösten wußte, gab er doch dem von Berlin den Preis und verbeugte sich dabei vor der Geheimrätthin, die schmachtend dankte. Unvermittelt rief der alte Budlige, stolz auf seinen großen Freund: „Und Ihre Stimme! Er kann auch singen!“

Sofort wollten Alle ihn hören; und er ließ sich nicht bitten. Die Musikfünftlerin unter den Zusammengereisten setzte sich ans Klavier. Herr Schumann trat aufgereicht neben sie und sang. Doch brach er sogleich ab und verlangte, die Thür nach dem Straube zu öffnen. Es blies kalt herein, aber man nahm es hin; denn schon wußte man, was er vermochte. Sein Gejang durchstobte die Stille, wie ein rechter Held auf einem Schlachtfeld, wo schon Alle tot sind. Als er geendet hatte, äußerte Jeder ein Wort der Anerkennung; nur Claire und Ada hingen stumm mit großen Augen an seinem nun geschlossenen Munde. Die Geheimrätthin jagte: „Das muß wahr sein, Ihre Stimme ist erstklassig.“

Und dankbar, mit einem Anflug von Unterthänigkeit, zog er seinen Stuhl neben ihren. Sie stüsterte ihm Etwas zu und darauf nickte er, mit überlegener Freundlichkeit, nach den beiden kleinen Mädchen hinüber. Sie errötheten; und sagten sich, zu einander zurückgekehrt, mit den Augen ihre große Bewunderung des neuen Herrn. Während er sang, war es Jeder von ihnen gewesen, als höbe es sie auf und wirble sie, athemlos, aus der offenen Thür, in die bläuhende und stürmende Nacht, über den See und wer weiß wohin. Es war sehr merkwürdig: die Eine hatte die Andere aus dem Sinn verloren und war mit sich selbst allein und mit Herrn Schumanns Stimme. Sie waren froh, einander nun wiederzufinden und zu merken, daß sie Beide das Selbe empfunden hatten. Sie saßen unter dem Tisch nach ihren Händen.

Aber in der Nacht träumte Claire, sie gehe in der Dunkelheit am See hin und ihr zur Seite Herr Schumann, der, über sie gebeugt, schallend sang: so daß sie in seine Stimme und seinen Athem ganz eingeschlossen war und heftig bedte. Plötzlich ward es hell und er zog sich einen Stuhl neben sie, eben so beflissen und voll Einverständnis, wie er sich neben die Geheimrätthin gesetzt hatte. Und Claire warf sich im Schlaf herum vor Furcht, die Geheimrätthin könne dazwischenkommen; oder auch Ada. Eine Wallung von Haß bewegte sie, — Haß gegen die Geheimrätthin und gegen Ada. Da wachte sie auf und erschraf. Adas Athem ging ruhig durch das dunkle Zimmer. Claire verstand nicht, was geschehen war; sie schluchzte auf. Wie gern wäre sie hingeschlichen und hätte Ada geküßt. Wenn aber Ada die

Augen öffnete: was sollte sie ihr jagen? Noch lange sah sie aufgestüzt und lauschte hinüber. Nun war ihr also Etwas geschehen, das Ada nicht geschehen war und das sie Ada nicht jagen konnte.

Am Morgen war sie zum ersten Mal mit Ueberlegung liebevoll gegen Ada. Sie war es so sehr, daß Ada fragte: „Was hast Du eigentlich?“ Wie sie sich zum Mittagessen anzog, half sie der Schwester und rieth ihr von einer Schleiße ab und zu einer anderen, die ihr besser stehe. Ada zögerte aber, blickte Claire forschend an, wie eine Fremde: „Wirklich?“ Claire sah erschrocken weg und Ada erröthete tief. Gleich darauf fielen sie einander wortlos in die Arme.

Herr Schumann begrüßte sie mit lächligem Wohlwollen und dann sah er während der ganzen Mahlzeit nicht mehr herüber; die Geheimrätthin beschäftigte ihn vollauf. Claire und Ada ließen nach Tisch hinaus, fühlten sich seltsam erleichtert und plauderten, umschlungen, Stunden lang von Daheim und ihren eigensten Dingen. Am Abend aber, wie sie harmlos eintraten, kam Herr Schumann auf Ada los und jagte: „Fräulein, Ihre Bluse ist ein Gedicht!“

„Es ist noch die selbe wie heute Mittag“, versetzte sie; und dann erst merkte sie, daß Dies ein Vorwurf war, weil er sie mittags nicht angesehen hatte. Sie fürchtete sich dunkel und sah angstvoll zur Seite. Da stand Claire und machte ein tief unglückliches Gesicht.

„So?“ entgegnete Herr Schumann, bejaunt sich noch etwas und ging weiter, ohne mehr gefunden zu haben.

Aber nun sollte er singen. Herr Hermes öffnete eigenhändig die Thür und die Geheimrätthin sagte: „Für die Kunst frieren wir gern.“

„Luft ist das Erste“, erklärte Herr Schumann. „Die alten Germanen, unsere Väter, jangen im Walde und auf dem Schlachtfeld.“

Als er mit seinem Liede fertig war, hatte Ada eine schreckliche Minute zu überstehen; denn ein unerbittliches Pflichtgefühl verlangte von ihr, daß sie sage: „Das war wunderschön.“ Sie wäre gern weit weg und still in ihrem Bett gewesen; aber sie mußte sprechen; und sie that es, unter Aller Blicken, heiß und kalt. Darauf lächelte ihr Herr Schumann so stark in die Augen, daß sie sie senkte, betäubt und glücklich. Erst als Niemand mehr sich mit ihr beschäftigte, fühlte sie neben sich Claires Schweigen und ihr ward beklommen.

Sie löschten rasch ihre Kerzen und sprachen vor dem Einschlafen kein Wort mehr.

Als Ada erwachte, war Claire schon fort; Ada konnte sich denken, wohin, und ging ihr nach, den Weg gegen Nago hinauf; Da stand Claire, vor dem Sonnenaufgang über dem See. Die Bergconflissen öffneten sich weit dem Endlosen und in ein Blau, das Finen an schöne Morgenträume erinnerte, trocken ein Roth und ein Gold, bei denen man an das Glück dachte.

Ada ging rascher; sie mochte Claire dort nicht stehen sehen. Nicht Claire war von Herrn Schumann angesprochen worden, sondern Ada. Nur Ada hatte ihm gesagt, daß er wunderschön sänge, und ihm dadurch gefallen. Claire aber hatte Etwas voraus, weil sie vor diesem Himmel stand und ihre Gedanken dachte. Und zuletzt kam Ada ins Laufen, als fürchtete sie, Herr Schumann möchte ihr zuvorkommen und Claire dort stehen sehen.

Sie sagte, noch athemlos: „Findest Du Das vielleicht schön? Ich nicht!“ Claires Antwort kam langsam; und Das peinigte Ada.

„Du weißt wohl nicht, was Du sagst“, meinte Claire; und Ada: „O, sehr gut.“

Dann gingen sie schweigend zurück, Ada immer einen halben Schritt voraus. Als aber die Frühstücksveranda vor ihnen lag und man sie sehen konnte, machten sie gleichzeitig die selbe Bewegung und breiteten einander die Arme um die Hüften. Und sie plauderten auf einmal lebhaft.

„Ein überaus anmuthiges Schwesternpaar“, bemerkte, als sie eintraten, der Redakteur aus Augsburg; und die Geheimrätthin erklärte: „Sie stehen sich gut.“

Herr Schumann war nicht anwesend. Er kam erst, als die Geheimrätthin schon fort war. Auch mittags verließ er den Speiseaal nicht mehr an ihrer Seite und während sie die vorigen Tage gemeinsam und unermüdet den Strand entlang spazirt waren, schloß jetzt die Geheimrätthin sich den drei zusammengereisten Schwestern an und Herr Schumann suchte die Gesellschaft des Herrn Hermes. Manchmal gönnte er Claire ein Wort und dann wieder Ada eins. Bald aber zog er sich zurück; auch die Geheimrätthin war schon verschwunden.

Dann wanderten Ada und Claire ins Land hinein, in dem feindlichen Drang, mit einander allein zu sein. Ein blendend schöner Tag war dahingegangen, inmitten der Regenwoche; und sie erstiegen die Terrassen, auf denen, über einander, die Delsäume granten. Die Laubschleier schlugen gelind zusammen über der Tiefe des Thales und sanft und klar durchströmte sie der Ton einer entfernten Thurmuhr.

Claire sagte: „Du bist schrecklich kokett mit Herrn Schumann. Ich weiß nicht, ich möchte Das doch nicht.“

Ada erwiderte spig: „Wirklich nicht?“ Und nach einer kleinen, bedeutamen Pause: „Fräulein sagte einmal, Du seiest nicht häßlich.“

Darauf sahen sie Beide erschrockt geradeaus. Denn sie hatten gespürt, wie es sie auseinanderriß. Es stellte sich heraus, daß die Laute der Einen von der Anderen so gesprochen hatten wie von einer Rivalin. Die Schwester, merkte nun die Schwester, sah sie anders, als sie selbst sich sah. Und Erinnerungen wurden aufgedeckt, die Jede, ungeahnt, für sich allein hatte und die aus einer der Anderen feindlichen Welt stammten.

Vor den Bergen drüben hing ein purpur-violetter Vorhang aus Luft: Das war eine traurige Pracht, einschüchternd und drückend. Ada und Claire wären gern umgekehrt; und stiegen doch immer höher. Sie konnten nicht anders. Ueber einer grauen Mauer broddelte eine graue Kapelle. Das Bild war von Ephen darin eingeschlossen; und Claire und Ada fühlten ein Grauen im Nacken, weil sie nicht wußten, wer ihnen, in der großen Stille, aus der Kapelle nachsah.

Endlich stellte sich ihnen ein verlassenes Haus entgegen, vor zwei Felswänden, die im Winkel zusammenstießen. In dem Dreieck Himmel dazwischen stieg auf einmal ein großer grüner Stern herauf und öffnete sich, wie ein böses Auge. Da machten sie, zusammenfahrend, Kehrt. Sie merkten plötzlich, daß der Himmel voll von Sternen war und das Thal grau, mit Schaaren von Lichtern an seinen Rändern und mit einzelnen, hinter dem Schwarm zurückgebliebenen, im Lande verlorenen.

Claire sah von einem zum anderen und dachte, unbestimmt traurig, daß jedes, jedes für sich allein brenne und erlösche. Sie sann auch: „Warum gehe ich gerade hier? Man kann auf tausend Straßen gehen. Alles ist so weit und vergeblich.“

Ada dachte an ihr gemeinsames Puppentheater daheim und daran, daß die

Papierfiguren bald mit Claires Stimme gesprochen hatten und bald mit ihrer eigenen. Herr Schumann aber sollte nur ihr seine Lieder singen. Und darüber, daß sie es nicht anders ertragen konnte, verlor sie sich in ein ängstliches Staunen.

Am nächsten Tag fürmte es wieder und aus dem Feuerwerk, das drüben beim Fort abgebrannt werden sollte, konnte unmöglich Etwas werden. Trotzdem lud Herr Schumann, sobald es dunkel war, die Damen ins Boot ein, zum Hinüberfahren. Die Geheimrätthin nahm Claire und Ada an ihre beiden Seiten, reichte Jeder einen Arm: und so folgten sie Herrn Schumann. Er arbeitete lange, bis er das Boot losgemacht hatte; denn die Wellen rissen ihm die Rette immer wieder aus der Hand; und als er es endlich unter das Bollwerk des kleinen Hafens herangezogen hatte, machte es Sprünge und die Geheimrätthin konnte den Zeitpunkt des Einsteigens nicht finden. „Geben Sie mir die Hand!“

Aber Herr Schumann saß und hielt sich selber fest.

„Es ist doch etwas ängstlich“, meinte sie. Herr Schumann schwor, er habe ganz andere Wellen gebüht, aber sie entgegnete und lachte geringschäßig: „Da verlasse ich mich doch lieber auf Ihren Kehlkopf.“

Herr Schumann hatte plötzlich das Gleichgewicht, stand aufgerectt im Boot und reichte Ada und Claire seine beiden Hände. „Dann fahre ich also mit meinen jungen Freundinnen. Nur rasch, meine Damen, ehe das Boot wieder abgestoßen wird!“

Sie waren drin und er hatte noch nicht ausgesprochen. Fast hätten sie sich ins Wasser gestoßen, so eilig hatten sie es.

„Verhalten Sie sich ruhig!“ rief Herr Schumann mit ganz unbekannter Stimme. „Wir wären beinahe umgeschlagen.“ Und gleich darauf, sehr wohlklingend: „Haben Sie denn auch Muth, Fräulein Claire? Und Sie, Fräulein Ada?“

„Claire verträgt es nicht; sie soll lieber dableiben“, jagte Ada.

Claire wollte sich empört widersetzen; aber ein starker Stoß warf ihr Herrn Schumann auf die Knie; sein großer Bart strich ihr kühl über das ganze Gesicht; und sie konnte nicht mehr sprechen.

Er entschuldigte sich gar nicht. Er redete und die Worte liefen ihm davon. „Wir sind schon aus dem Hafen heraus, wir werden vom Lande abgetrieben. Das geht doch nicht!“ Und ohne Umschweife, mild bei der Sache: „Helfen Sie mal mit! Ich habe keine Lust, zu ertrinken!“

Sie arbeiteten im Dunkeln. Schwarzes Wasser spritzte ihnen ins Gesicht und Herr Schumann keuchte wüthend. Sobald sie sich aber um den Steindamm zurückgewunden hatten, bekam er milde Ueberlegenheit. „Ich hätte es vor Ihrer Mutter nicht verantworten können. Mit Ihrem Leben dürfen Sie nicht spielen, liebe Freundinnen. . . . Run steigen Sie einmal aus. Ich bleibe bis zuletzt im Boot. Das ist meine Pflicht als Kapitän.“

Claire setzte hinter Ada den Fuß auf die Stufe. Sie taumelte; und innerlich hatte sie gar den Boden verloren. Ihr Gesicht, das Herrn Schumanns kühler Bart gestreift hatte, brannte nun. Ihr stilles Herz öffnete alle seine Verstecke. Alle Befehle fühlte sie umgestoßen, die Welt schwindelnd emporgehoben, im Dunkeln etwas Großes wild aufgebläht. Sie meinte, zu rufen: „Mein Leben, Herr Schumann! Wie gern gäb' ich es Ihnen!“

Aber sie hatte nur geflüstert; der Wind trug ihre Worte nach vorn, in Adas

Richtung; und Herr Schumann fragte: „Wie? Sie sind wohl noch etwas schwach von der Angst? Das giebt sich; stützen Sie sich auf mich!“

Er machte noch das Boot fest. Ada und Claire gingen voraus. Und plötzlich beugte Ada sich über Claire. „Ich habe ganz gut gehört, was Du zu Herrn Schumann gesagt hast“, versetzte sie, zischend. Claire antwortete nicht; aber Beide fingen an, ganz rasch zu athmen. Sie wandten die Gesichter weg, in der schrecklichen Gewißheit, daß sie, hätten sie sich erblickt, über einander hergefallen wären. So gingen sie durch eine lange, ganz finstere Laube.

Draußen bei der ersten Laterne wartete die Geheimrätthin. Wo sie denn Herrn Schumann hätten. Er kam; und sie lachte wieder. „Sie sind mal blaß . . . Am See wehte es unanständig: wenn Sie meinen, ich will mich erkälten . . .“

„Singen Sie lieber“, sagte die Geheimrätthin, „Das hätten Sie gleich thun können.“ Herr Schumann war bereit; er wartete nur, bis man die Thür öffnete. Die Geheimrätthin that es nicht mehr selbst; sie erklärte es heute sogar für albern. Aber Herr Hermes bediente seinen großen Freund. „Er braucht Luft.“

Ada und Claire saßen zwischen dem Ofen, der geheizt war, und der offenen Thür. Jede hatte Lust, sich ihren Mantel zu holen, aber Keiner mochte die Andere allein lassen in dem Zimmer, worin Herrn Schumanns Stimme hing und fiel. Die drei zusammengereißten Schwestern redeten auf sie ein. Sie saßen schlecht aus. Sie müßten sich auf dem See überanstrengt haben; und nun saßen sie in der Jugluft. Wenn ihre Mama zugegen wäre, würde sie es ihnen verbieten. Sie sollten zu Bett gehen. Aber sie saßen da, bis Herr Schumann gegangen war; und bevor sie nicht in ihrem Schlafzimmer waren, wichen sie, wortlos, nicht von einander.

Am Morgen hatten sie Halschmerzen und schwere Köpfe. Gegen Abend ging das Fieber an. Es stieg heftig und in der Nacht redeten sie und warfen sich umher. Claire sah Ada mit Herrn Schumann auf den See hinausfahren. Sie selbst stand machtlos am Ufer und schrie gegen den Sturm: „Du hast mich immer betrogen! Du sollst nicht hübscher sein als ich!“ Der Drang, ihrer Feindin nach, krampfte sie zusammen, erstickte sie. Aber da, auf einmal, war sie befreit und konnte laufen, über das Wasser laufen, die Andere töten, sie töten! . . . In diesem Augenblick hörte sie Ada schreien. Ada schrie und schlug gegen die Wand; sie röchelte.

Claire fuhr empor, starrte und wußte nicht: was hatte sie gethan? Hatte sie Etwas gethan? Sie hatte Ada getödtet! Sie wand sich, das Gesicht im Rücken. Von fern, in allem Saufen, hörte sie Ada: „Ich will nicht sterben! Du sollst sterben!“

. . . Als Claire zu sich kam, war Adas Bett leer. Claire begriff: „Ada ist tot!“ Und langsam fand sie sich zurück: „Ich habe es gewünscht!“ Aber wie Das hatte geschehen können und durch welche zerrissenen Wege sie zu dem argen Wunsch gelangt war: Das hatte sie für immer verloren. Herr Schumann lag, merkwürdig verblaßt, dahinten, als sei er einmal vor Zeiten ein wunderschönes Spielzeug gewesen, um das sie sich mit Ada gestritten und das sie im Streit zerrissen hatten. Das war gleichgiltig; denn viel Wichtigeres war nun verdorben, da Ada tot war. Und jedesmal, wenn Claire Dessen gedachte, würde sie hinzudenken müssen, daß sie es gewünscht habe. Adas Tod und Claires Wunsch waren so gut Brüder, wie Claire und Ada Schwestern gewesen waren. Und blieben es

ewig. Claire lag und staunte, daß sich so viel tragen lasse; daß sie weiterlebe, nur müde sei und am Liebsten nichts gewußt hätte.

Dann ward sie aus dem Bett gehoben, eingehüllt und, ohne daß sie gesprochen hätte, in die Veranda geführt. Wie sie, die Sonne auf ihren blassen Händen, im Sessel lehnte, stürzte Ada herein, die Augen wirt und rathlos, und machte, unter verhaltenem Weinen, tonlose Bewegungen mit den Lippen. In ihren Händen, die sie, vor Claire hingeworfen, um Claires Hände wand, fühlte die Schwester die Angst der Schwester, ihr könne nicht verziehen werden. Da ließen sie ihre Thränen ausbrechen und küßten einander.

Nun waren Alle mit Italien zufrieden; es war blau und gelind, es sang, säckelte und plätscherte mit seinem See, seiner Luft und seinen Menschen. Die drei zusammengereisten Schwestern malten Alles mit Herablassung ab, sich bewußt, daß der Süden doch nur billige Wirkungen diete. Der Redakteur aus Augsburg genoß Alles mit Kennerhschaft. Herr Hermes ruderte auf dem glatten Wasser und sein Rudel durchsägte den Morgenbunzl.

Hinter dem Haus, im großen Gemüsegarten, hing Claires Hängematte zwischen zwei blühenden Apfelbäumen. Ada saß vor ihr im Gras, schaukelte sie und

ne Magd kam
de heiß. Ada
lich auf in den

anns Stimme.

pähnen und die

erwand. Ihr

er im Schreck

te wieder Ver-

bergweiffelt den

Geheimrätthin

s Lachen keine

Dabon wurden

den Märchen.

Schumann für

e Piepstimme:

als sei er die

bescheine? Ada

ank ihnen zu:

es; doch blieb

aben sie nur?"

bekannten Welt

ne hinein; man

enn ihnen ein

m.

ich Mann.

auf und saß in die Luft, die von Schwalben durchstrichen war. Er
vorbei und rief den Fräulein, in den Schatten zu gehen; es wer
und Claire fanden es so mild und so leicht zu leben, als lösten sie
Frühling. So mild, als wären sie vorher durch Feuer gegangen.

Auf einmal hörten sie drüben beim Gartenhaus Herrn Schum
Sie konnten, ohne sich zu rühren, durch die Johannisbeerhefen
Geheimrätthin erkennen, die sich in Herrn Schumanns Armen un
Fund mißverstand sie und fuhr Herrn Schumann an die Beine, d
wegsprang. Die Geheimrätthin rief: „Kusch!“ und Herr Schumann saß
trauen. Ada hatte das Gesicht in Claires Kleid gedrückt und hielt v
Athem an. Es war die höchste Zeit, daß Herr Schumann und die
in das Gartenhaus verschwanden; denn Claire und Ada konnten da
Sekunde mehr halten. Sie unarmten sich und lachten fassungslos.
sie müde, vergaßen das Paar im Gartenhaus undkehrten zurück zu

Erst bei Tisch erinnerten sie sich wieder. Was dieser Herr
Bidel im Gesicht hatte! Die Geheimrätthin machte heute eine matt
zu komisch. Herr Schumann sah immer Alle der Reihe nach an,
Sonne selbst und frage: „Na, seid Ihr nun glücklich, weil ich Euch
und Claire hießen sich an; jetzt kamen sie dran. Und richtig, er tw
jeinen kleinen Freubinnen. Sie prüfchten aus, es ging nicht ander
er sonnig und unberührt. Die Geheimrätthin fragte, unruhig: „Was h

Aber Claire und Ada hatten sich gefaßt und hielten der unt
ihre hellen Augen groß als Spiegel hin. Niemand sah sehr lang
schießen den Spiegel ungart zu finden und wenig vorthelhaft. Und n
Blid auswich, lächelten sie einander zu, ohne recht zu wissen, waru

München.

Heinr

Der kleine Prophet.

Die Turbinen war der neue Turbinendampfer das Hauptthema aller Gespräche gewesen. Man hatte ihn besichtigt, den Erklärungen des Ingenieurs gelauscht und das Gesehene und Gehörte in Grüppchen beschwätzt. Neue Möglichkeiten der Industrie. Ganz so einfach, wie Manche sich gedacht habe, sei die Sache doch nicht; viel Geld hineingesteckt und Niemand wisse noch, was herausgeholt werden könne. Der „Kaiser“ der Balklinie eigentlich der erste Versuch; wenn das neue System sich hier, im Verkehr zwischen Hamburg und den Nordseebädern, bewähre, könne man weiter sehen. Unsinn; erstens sei die Geschichte schon auf Kriegsschiffen erprobt (die vorsichtigen Engländer bauen ihre Schiffe überhaupt nicht mehr nach anderem System) und längst kein Zweifel mehr am Erfolg; zweitens die Verwerthung auf See nur ein minimaler Theil Dessen, was man erwarte. Niesensache. Revolutionirung der ganzen Maschinenindustrie. Das koste zunächst immer einen Haufen Geld. Unter fünf, sechs Jahren sei eine neue Industrie niemals zu installieren. Nur altfränkische Leute ängstigen sich vor solchen Investitionen; jeder moderne Mensch weiß, daß nach ein paar Jahren das angelegte Geld verzehnfacht zurückkehrt. Werken Sie nicht, wie ruhig das Schiff geht? Ruhig? Soll's auf der Elbe etwa unruhig gehen? Draußen erst, bei schlechtem Wetter, läßt der Gang sich beurtheilen. Einsteifen ist's angenehm, von neuen Tellern mit neuen Messern und Gabeln zu essen. Alles funkelnagelneu; noch nirgends die Sandspuren der Seetrunkheit vom vorigen Tag, nirgends der üble Geruch, der sich in die Kleider setzt. Und wolkenloser Himmel. Das wird eine herrliche Fahrt . . . Da haben wir ja schon das Erste Feuererschiff dicht vor uns!

Ein kleiner Herr führte das große Wort. Grauer Schnurrbart, Zigarettenzug aus blauem Marinetuch, braune Stiefel, Strandmütze mit unbestimmter Fokarbe. *Hic et ubique*. An der Spitze, im Mittelschiff, Back- und Stenerbord trug man ihn. Nie allein. Jeden in der spärlichen Schaar hatte er schon einmal angesprochen. Er schien die kurze Seefahrt nach Hörnum für ein Unternehmen zu halten, das seine Bedenken habe, und inquirirte die Mannschaft immer wieder nach den Wetterausichten. Vorgebeugt hatte er. „Leichte Speisen, Sherry, den besten Cognac und nicht rauchen; dann ist man gegen die niederträchtige Krankheit gefeit. Seit ich im Kanal (wegen einer großen Rinentransaktion mußte ich nach London) mal Sturm mitmachte, habe ich die Nase voll. Allerdings sagte der Kapitän damals selbst, er habe in dreißigjährigem Dienst noch nie solches Wetter auszuhalten gehabt.“ Dieser Kapitän lebt ewiglich; jeder Sonntagseefahrer hat ihn gekannt, mit ihm in höchster Lebensgefahr geschwebt. Herbstgesprächsinventar zwischen Bellevue- und Uhlendorfstraße. Der Kleine aber that's überhaupt nicht ohne Superlative. „Das beste Essen von der Welt.“ „Verkehr mit den Spitzen der Haute Finance.“ „Einzige trinkbare Cognac.“ „Praktischste Kleidung.“ Und so weiter. Wußte sogar, wo es hienieden die besten Austern giebt, und bestritt den Hamburgern leidenschaftlich, daß Pförbte so guten Hummer liefern wie Borchardt. Also Berliner. Und Rinentransaktion (natürlich eine große); also irgeubwie im Börsengeschäft thätig. Sicher nicht Einer von den Granden. Die brauchen nicht mehr zu renommiren. Doch auch nicht von ganz unten. Der Steward nannte ihn nach längerer Instruktion und kurzem Händedruck Herr Kommerzienrath.

„Sind Sie fest?“ Zum zweiten Mal würdigte er mich einer Anrede. So ziemlich. Wenigstens lange Fahrten, bis zu zweiundzwanzig Tagen, bei wechselndem Wetter ohne Unbequemlichkeit überstanden. Schwören kann Keiner drauf. Plötzlich padts auch den Sichersten. Hier aber, bei knapp fünfständiger Seereise, auf einem mit allem Raffinement

ausgestatteten Schiff, ist selbst solche Möglichkeit doch kaum der Rede werth. Er lächelte; und aus diesem Lächeln sprach keine hohe Schätzung meiner Intelligenz. Er hatte es anders gemeint; über die Gefahr, die ihm vorher zu dräuen schien, war er seit dem letzten, ausführlichsten Interview mit dem Kapitän ganz beruhigt. „Alle sind fest. Ich komme nur mit den ersten Leuten in Berührung. Alle bombenfest. In Rheinland-Westfalen eine Beschäftigung, wie wir sie überhaupt noch nicht hatten. Die Aufträge sind gar nicht zu bewältigen. Die Hauptmacher, die jetzt wegen Hibernia und Syndikat in Berlin waren, sind überzeugt, daß wir erst am Anfang der Riesenkonjunktur stehen, und kaufen an Konstantinachen, was zu haben ist. Deshalb Kohle und Eisen über alle Dämme hoch. Wenn die Lautamänner gewollt hätten, wäre auch ihre Dividende diesmal besser geworden. Die Meisten können nach diesem Jahr ausschütten, was ihnen paßt. Aber wir sind seit 1901 und besonders nach der vorjährigen Februarpanik nebbich so solid geworden, daß Niemand mehr mit großen Biffen herauszurücken wagt. Das Geld wird aufgespeichert, die Direktoren zerbrechen sich den Kopf, um noch ein Plätzchen zu finden, wo sie Reserven verstopfen können, und die Aktionäre müssen froh sein, wenn sie die Hälfte des Ertrages kriegen, der ihnen von Rechtes wegen ganz zuläme. Trotzdem werden wir an Dividenden was erleben. Alle Banken müssen nach solchem Jahr mehr vertheilen; lassen Sie Gutmann 9 geben: und er klettert auf 180 oder noch höher, wenn die Untergrundpläne der Großen Berliner Straßenbahn mehr sind als ein Bluff von der Sorte, die man im Chefskabinet neben der Hedwigskirche liebt. Sogar die Deutsche, wo man vornehm sein will und in Pessimismus macht (vielleicht ist auch ein Bißchen Nerger über das dresdenschnaaffhauensche Bohrgeschäft dabei), wird schließlich noch 'ne Kleinigkeit zulegen müssen. An mich kommen nur Prima-Informationen und ich kann Ihnen sagen, daß wir auf allen Gebieten Tip Top sind. Obgleich ich an der Quelle sitze, frage ich aber Jeden nach seiner Stimmung. Warum nicht? Irgend ein neues Moment kann dabei doch herauskommen. Kannten Sie den Pantoramameyer? Der fragte jeden Tag, den Gott werden ließ, Groß und Klein: Was sehen Sie? Und machte sich sein Defflein danach. Ganz vernünftig. Die blinde Henne findet auch mal ein Korn.“ (Da hatte ich meine Einschätzung und quittierte dankbar am Rande.) „Jetzt aber ist doch wirklich nichts Bedrohliches zu sehen. Wer zu frey wagte, siele höllisch herein. Ist Das da hinten, der graue Streifen, noch immer Neuwurf?“

Er fühlte das Bedürfniß, Kaffee zu trinken. „Der Friede allein ist eine enorme Sache. Was, meinen Sie, werden die Russen zu bestellen haben! Das geht in die Puppen. Eine ganze Flotte, Kanonen, Gewehre, Maschinen, Krähne, Werkanlagen für Wladivostok, — was weiß ich! Eine verkommene Gesellschaft; heute muß man aber froh sein, daß wir so gut mit ihnen stehen und die Nächsten zu den Aufträgen sind. Für einen liberalen Mann ist wahrhaftig kein Vergnügen, mit diesem Zuchtengelindel zu thun zu haben. Aber wir müssen unsere Arbeiter ernähren. Sonst nähme ich lieber nichts von dem Geld, das nach Kiichenew riecht. Das große Publikum ist den Leuten auch garnicht wegzungeln. Martins Buch haben Sie natürlich gelesen? Großartig. Der Mann konnte immer rechnen und wußte genau, auf Heller und Pfennig, was in den Häusern, wo er verkehrte, auf den Kopf jedes Kindes kam. Ein ausgezeichnete Mensch. Was soll ich Ihnen sagen? Trotzdem er haarscharf bewiesen hat, wie faul dräben die Sachen liegen, werden die Russenpapiere schlank weiterverkauft. In der schlimmsten Zeit, als in der Wandschurei Alles schief ging, im Schwarzen Meer Meuterei war, in Petersburg, Rostau, Warschau Bombe auf Bombe platzte, haben Mendelssohns ein schweres Stück Geld verdient; viel mehr, als die paar Interventionen gekostet hatten. Wenn ich die Kunden (mein Ge-

(schäft ist eins der ersten in der Branche) fragte, ob sie nicht lieber ein feines Dividendenpapier wollten, bekam ich stets die Antwort: „An Russen hat noch Niemand verloren“. Kein Wunder, daß die neue Anleihe jetzt über 98 ist; solcher Kurs wäre nicht möglich, wenn das Publikum draußen sie nicht hastig vom Markt nähme. Schließlich liegen die sicheren fünfprozentigen Verzinsungen ja auch nicht auf der Straße. Ich wäre eher für Japan und wünschte, unsere Banken gingen da strammer ins Zeug. Eine neue Großmacht, die sich ihren Ruf erst schaffen muß, wird sich hüten, die ausländischen Gläubiger zu ärgern. Ein alter Geschäftsfreund, Chef der vornehmsten Firma in Yokohama, sagt mir, daß er mit seinem Geld bequem fünfzehn Prozent macht. Ein Mann von dreihunderttausend Mark kann in Tokio wie ein Krösus leben. Aus reaktionärer Vorliebe für die Russen brauchen wir den Engländern und Amerikanern nicht das japanische Geschäft zu überlassen. Wer am Meisten pumpt, bekommt natürlich auch die meisten Aufträge. Sogar die Banque de Paris geht doch bei der neuen Konversion mit und fürchtet sich nicht vor Petersburg. Wenn wir ganz draußen blieben, Alle, nicht nur das Russenkonfortium, wären wir in schlechter Verpackung. Na, ich hoffe auf die Deutsche Bank. Allerdings wäre eine neue Japaneranleihe bei uns nicht ganz leicht unterzubringen, so lange die vom Sommer noch flottirt und Industriewerthe Favorits bleiben. Dem kleinen Kapitalisten ist Japan noch was zu Neues; er würde die vorige Anleihe zu 96 verkaufen und die Kursdifferenz einstecken. Ganz entgehen können uns auch von dort die Aufträge nicht. Westfalen sieht sicher einen ordentlichen Spacken. Der Friede ist eben nach jeder Richtung eine enorme Sache.“

Ich konnte nicht mit. Was sollte ein Laie, zu dem sich die Spitzen der Hauts Finance niemals herniederneigten, dem Herrn mit den Prima-Informationen sagen? Um aber den amüsanten Schwärmer nicht durch unfreundliches Schweigen zu verschrecken, wagte ich ein paar unverbindliche Sätzchen. Auch der Krieg sei eine enorme Sache gewesen. Ich habe nie verstanden, warum der japanische Schrecken im Februar 1904; doch schon damals war vorauszusehen, daß für ungeheure Werthe, die auf beiden Seiten zerstört würden, eines Tages Erfray geschaffen werden müsse. Ueber Spekulation? Mehr ein Wort für die Zeitungen. Wo fängt die Ueberpekulation an und wo hört sie auf? Heute ist wohl Alles wesentlich solider. Aber die Grenze ist schwer zu ziehen. Das Wischen Gewölk, das da drüben sichtbar wird, braucht mich noch nicht an der Behauptung zu hindern, daß der Himmel heiter ist, und kann nach einer Weile doch Regen, unsichtiges Wetter oder gar Sturm bringen. („Bitte, sich nicht etwa zu beunruhigen; ich erwähne es nur des Vergleiches wegen“.) Jedenfalls sei der Krieg, dessen Ausbruch die Gemüther so erschreckt hatte, zu einer Zeit segenvollen Ordeihens geworden. Die berlinisch gepupzten Sätze sollten den Herrn Kommerzienrath bei guter Tendenz halten. Er zog die Brauen hoch. „Stimmt; bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Ihr da draußen seht nur die Resultate; unser Auge muß alle Möglichkeiten umfassen. Ich sage Ihnen: Es ist keine Kleinigkeit, täglich von Zwölf bis Drei alles Einkaufende zu kombiniren und jede Eventualität bis ans Ende zu denken. Das kostet Nerven; wenn ich nach Haus komme, kann ich meine Knochen zusammensuchen und bräute oft keinen Bissen herunter, wenn ich nicht eine Köchin hätte, die es nicht zum zweiten Mal giebt. (Hausmannskost; doch selbst Supka hat nicht die Zubereitung.) Gewiß war die Kriegszeit brillant; und trotzdem die erste Panik berechtigt. Nicht, wie Börsenberichte und Publikum meinten, wegen der faulen Stellagen und wilden Jobberjachen; auch nicht nur, weil so plötzlich kam, nachdem die Regierung und das Preußenkonfortium eben erst geschworen hatten, der Friede sei sicher wie eine Anilinobligation. Das wars nicht. Der vorige Krieg lag den Leuten noch in den Gliedern.

Nun gehts wieder los, dachten sie, und wird wahrscheinlich noch viel schlimmer als die englische Geschichte in Afrika. Gebranntes Kind scheut das Feuer . . . Ist Helgoland denn noch immer nicht im Sicht? Vielleicht gehen wir mehr in die Mitte; hier spürt man die Maschine am Meisten“. Also nach unten, denn auf dem Oberdeck kann man nur vorn und hinten promeniren. Nirgends aber ist die Maschinenbewegung zu merken.

Die Höflichkeitspflicht, den Schein eines Dialoges zu wahren, lag nun nicht mehr auf mir. Eine ganze Korona hatte sich um den Kleinen gebildet. Von seiner Weisheit auf den Grund zu hören, dankte Alle, die Beruf oder Neugier auf den Turbinendampfer geführt hatte, der einstweilen lohnendste Reizgenuß. Und das Bewußtsein, ein immerhin großes Publikum zu haben, spornt sichtlich die kombinatorische Kraft des Kommerzienrathes. Erregung bleicht jetzt seine Wangen und fast gellend tönt seine Stimme super turbam. „Wissen Sie, die es nicht nöthig haben, denn überhaupt, was für ein Meinsfall der Burenkrieg war? Nicht nur für England: für die ganze Welt. Noch heute leiden wir an der Minenmarktderroute. Nach dem Krieg sollte Alles großartig werden. Ich weiß nicht einen Bankmann erster Klasse, der damals nicht den Himmel voll Weigen sah. War kein Zweifel an einem beispiellosen Boom. Schöner Gedanke; aber es kam leider ganz anders. Von Monat zu Monat wurden wir verdröhlet. Wenn die Minen erst wieder im Gang, die Kaffern erjezt, die Chinesen importirt sind, wirds schon werden. Nichts ist geworden. Sehen Sie mal den Kurszettel an! Die Kosten der Produktion sind (weil man heute tiefer gehen muß, weil die Arbeiter noch nicht eingefuchst sind, was weiß ich?) viel höher geworden und Jahre können vergehen, bis man an seinen Thares wieder Freude erlebt. Keine Spur von Boom. Im Gegentheil: England ist seit der Zeit so geschwächt, daß es wirtschaftlich aus einer Angst in die andere fällt. Warum sind sie drüben auf uns denn so wüthend? Weil ihre Industrie ins Hintertreffen gerathen ist und keine Aussicht mehr hat, gegen Deutschland und Amerika je wieder aufzukommen. Nur in der Industriegegend aber sitzen die Russkanten, die zum Tanz aufspielen. Ohne den Krieg hätten sie in der City nicht so bitter empfunden; und weil sie meinen, nur die Depeche des Kaisers habe Krüger Muth zum Krieg gemacht, sprängen sie uns am Liebsten morgen an die Kehle. Was heißt denn Krieg für vernünftige Menschen? Zunächst doch: kolossaler Geldabfluß. Die Summen, mit denen im Frieden die Industrie arbeiten könnte, werden verpulvert, verfüttert, zum Ankauf von Wäulen verwendet, gehen in Rauch auf . . . Man sieht kaum noch die Hand vor Augen. Finden Sie wirklich, daß der Kahn so besonders ruhig geht, wie Ballin behauptet? Von dem Kapitän wünsche ich mir übrigens keinen Tip für Kali oder Luxemburg; wie über Del, sagte er, würden wir fahren. Den Unterschied möcht' ich Klavier spielen können. Wo steckt denn der Steward? Seit 'ner Stunde habe ich den Kerl nicht gesehen. Dazu giebt man Trinkgelber wie der Schah von Persien!“

Vor Helgoland wurden nur wenige Personen ausgebootet; doch verging eine ganze Weile, bis die letzten Proviantsendungen und Eisfäcke auf die Dampfsähre verfrachtet waren. Dem Kommerzienrath war die Zeit lang geworden; das sanfte Weichaukel und der Sprühregen hatten seine Stimmung getrübt und im Wrog war nicht der Araf gewesen, an den er von Haus gewöhnt war. Unaufhaltsam aber floß seiner Rede Strom. „Es kommt eben immer anders; nicht nur auf dem Theater, wie der alte L'Arronge (mit dem ich sehr gut bin) meint. Bei uns noch viel öfter. Mit England wars Essig; mit Rußland, das, trotz Witte und dem Geheimrath Wendelssohn, ein pauvres Land ist, kanns noch viel efliger werden. Im Grund ist's ganz die selbe Geschichte. Der erwartete Boom kommt nicht. Woher denn? Noch mehr Milliarden sind verknast. Und sind die Riesen-

aufträge, von denen Alles fabelt, denn so sicher? Die Japaner werden sich an die Leute wenden, die ihnen Geld pumpen, England und Amerika, und wir werden das Nachsehen haben, weil unsere Bankleute noch russischer sind als der Zar. Der aber ist ein fauler Kunde. Die Industrie, die Witte in den Himmel wachsen sah, ist auf dem Hund. Dabei rede ich noch nicht mal von Waku, wo auch unsere Leute das Hemd vom Leib verloren haben. Auch in den Centren stinkt's. Putilow, Odeffa, Warschau, Lodz; Alles so faul wie möglich. Die Leute müssen zunächst den eigenen Leib flicken, der von oben bis unten zerlegt ist. Geld haben sie nicht: also müssen wir und Frankreich sie fürs Erste ernähren; denn Amerika behält ausländische Anleihe, wenn es selbst kleine Posten nimmt, nie lange, und bis London Russen kauft, kann viel Wasser aus der Rewa fließen. Wir pumpen weiter. Ganz schön, wenn mit unserem Geld produktiv gearbeitet würde. Kein Gedanke. Sie brauchen, um Schäden zu repariren, hungernde Bauern zu füttern, unfruchtbare Sachen zu machen, nicht, um neue Werthe zu schaffen. Martin geht zu weit, wenn er einen Staatsbankerott vorschlägt. Daran glaube ich nicht. Die Cippchast hat keinen anderen Markt als Berlin und Paris und wäre aufgeschmissen, wenn sie da auch nur mit Anleihebesteuerung und ähnlichen Kniffen käme. Zu keinem Bankabinet wird mit solchen Absichten oder Gefahren auch nur gerechnet. Aber die riesigen Aufträge möchte ich noch nicht escomptiren. Neue Flotte, Geschütze, Maschinen, Gewehre etcetera: an Sie! Das vertheilt sich auf lange Jahre. Wie viele Röhre können denn alle Werften der Welt (die doch nicht nur für Nikolaus arbeiten) jährlich liefern? Vielleicht pfeift der Herr aller Neussen auch wieder aus dem Haag. Friedenszar; und fertig. Die rheinischen Leute sind immer mit Vorsicht zu genießen. In ihrer eigenen Produktion sind sie ja Nummer Eins; sonst aber entweder himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt. Dazwischen giebt's für sie nichts. Wenn sie zwei Monate lang die Aufträge nicht bewältigen konnten, scheint die Konjunktur ihnen so unbegrenzt wie die Möglichkeiten Goldbergers (der mich vorgestern in seinem Benzwagen nach Haus fuhr und sehr interessant von Belgien erzählte). Und löst das Gedränge vierzehn Tage nach, dann fällt ihnen das Herz in die Hose. Jetzt sind sie natürlich obenauf; schon weil der Staat, der dafür die Hibernia kriegt und sich seinen Kohlenkonsum als Eigengebrauch anrechnen darf, ins Syndikat geht, ihr Junior Partner wird und sie nicht mehr ärgern kann. Da sollen sie nicht jubeln? Ihr Optimismus beweist nichts und mühte einen alten Hagen eher zu Abgaben treiben. (Wir kannts Gerdelat sein; ich habe nur allererste Sache; aber man macht sich doch gern seinen Bers.) Was irgend geht, lassen die Russen im Inland herstellen; und was nachkommt, ist Wärme. Außerdem haben die Agrarier mit ihrem Blödsinn uns die besten Geschäfte verdorben. Sehen Sie sich in der Welt um: alle Zollverhältnisse sind oder werden verschoben! Und wir immer vornan. Ist es erhört, daß in einem Industriestaat, den seit fünfundsanzig Jahren nur die gewerblichen Unternehmungen, Kohle, Farbstoffe, Elektrizität, Stahl und Eisen, reich gemacht haben, die Regierung vor den Junkern kriecht, die nur daran denken, wie sie ihre Schulden loswerden und den Konsumenten noch mehr ausjaugen können? Durch unser Beispiel ist es dahin gekommen, daß bei Aufträgen das Ausland gar nicht mehr mit dem Inland konkurriren kann. Und aus dieser Tinte soll Rußland uns retten? Ausgerechnet Rußland! Dessen Hogggen und Schweine wir nicht hereinlassen wollen. . . Meinem Magen hat Karlsbad gar nicht geholfen. Wie lange haben wir denn noch? Wenns nach mir ginge, könnte das Gefippel nun so leicht ein Ende nehmen."

Trotzdem der „Kaiser“, bei zwanzig Meilen in der Stunde, musterhaft ruhig ging, weder stampfte noch schlingerte, war unser Kleiner grünlich geworden, sah angstvoll um sich und zeigte, wie die meisten Böhmer gegen Ultimo, Neigung zu Realisationen. Er

wurde auf einen geschützten Platz geführt, hinten, wo ein unwalltes Kijzl für Damen geschaffen ist, in einen Korbstuhl gesetzt, die Beine ein Bißchen hoch, warm eingepackt und bekam Thee mit Citrone. Aber sein Horizont blieb düster. Ein wahres Glück, daß die Seehundsklippe in Sicht kam. Höchstens eine Stunde also noch bis Hörnum.

„Was kann aus Rußland kommen? Sicher nichts Gutes. Die Cholera haben sie uns geschickt; und die Strikes. Bei ihnen hats angefangen. Dann kamen die Bergarbeiter, die uns alle Dividendenschätzungen über den Haufen warfen. Und die Regierung, durch den Hiberniarummel geärgert, machte natürlich gegen die Fischenbesitzer mobil. Natürlich; wann thut sie denn etwas Kluges? Ich habe gewiß ein Herz für den Arbeiter und bin nie gegen Sozialpolitik gewesen. Aber Brot und Fleisch, den Junkern zu Liebe, vertheuern und auf den Strike eine Prämie setzen? In allen Wünschen der Ausständigen gleich Ja und Amen sagen? Wenn ich mein Geschäft so kurzfristig führte, wäre ich (Gott soll hüten!) längst pleite. Die Folgen sehen wir ja. Strike und wieder Strike. Die Ausstände in Süddeutschland, bei Schudert in Nürnberg und anderswo, hat man noch ziemlich vertuscht, um die Börse nicht flau zu machen. Nun haben wir in Berlin die Bescherung. Können Sie sich vorstellen, welche Folgen ein großer Strike in der Elektrizität haben muß? Mit der Hoffnung auf höhere Dividende der A. E.-G. wäre es mal sofort vorbei. Metall und Stahl müßten mit dranglauben. Und selbst wenns jetzt noch glimpflich abläuft, kann kein Mensch uns garantiren, daß es nicht nächstens an einer anderen Stelle auffladert. Aus Rußland ist zu viel von solchen Sachen gemeldet worden; seitdem liegt der Brennstoff in der Luft und die Leute haben wieder Muth zu Kraftproben bekommen. Hat eine Bewegung erst mal angefangen, dann geht sie gewöhnlich eine Weile nach der selben Richtung weiter. Alte Erfahrung. So wars mit dem Aufschwung; so kanns auch mit dem Niedergang werden. Lassen Sie uns eine Strikeperiode kriegen: und auf dem Industriemarkt wächst Gras. Ich fürchte, wir werdens erleben.“ Auf dem Stuhl hielt ers nicht mehr aus. Sprang auf, rieb sich den Magen und trippelte mit seinem Gefolge nun auf dem hinteren Promenadendeck hin und her. Noch hielt er sich; trotzdem wir aber schon Küstenschutz hatten, kostete es ihn offenbar alle Energie, deren er fähig war. „Daß Hartmann, mit seiner russischen Maschinenfabrik (über 330!), und die Elektrizitätsmänner, die drüben gebaut haben, Durra schreien, wundert mich nicht. Die wissen vor Bestellungen nicht aus noch ein. Ist aber etwa ein Glück, daß ein so großer Theil unserer besten Industrien zum Auswandern gezwungen war? Sich selbst im Ausland Konkurrenz machen, die Rohstoffe und Maschinen theurer bezahlen muß und nicht centralisirt arbeiten kann? Daß zwei Fabriken mehr kosten als eine, muß ein Kind begreifen. Das haben wir auch wieder den Agrariern zu verdanken. Weißt unter den neuen Handelsverträgen mit dem Export geschnappt hat, müssen die Leute aus dem Land und tragen uns das Geld und die Aufträge weg. Sie holen wenigstens Etwas wieder; aber wir haben das Nachsehen.“

Vorläufig hatten wirs. Der Kleine verschwand in die Unterwelt. Doch schon nach fünf Minuten kam er, mit dem Aufgebot aller Würde, wieder an Deck; und an seiner Haltung, an der unruhigen Spannung in seinen Zügen konnte man merken, daß die Katastrophe noch nicht eingetreten war. „Ueberhaupt die Handelsverträge! Warten Sie mal ab, welche Ueberraschungen uns da noch bevorstehen. Jetzt werden die Aufträge übereilt, weil Jeder noch zur Zeit des erträglichsten Tarifies unter Dach sein möchte. So um den März herum aber werden wir was erleben. Wenn nicht etwas ganz Unvorhersehbares in der Industrie passiert. Das ist ja möglich; nur wüßte ich nicht, aus welcher Ecke es kommen sollte. Große Umwandlung der ganzen Betriebsform oder bahnbrechende neue Erfindungen? Wer damit rechnet, hat noch mehr Gottvertrauen als Einer, der sich bis an

den Hals mit Amerikanern vollstopft. Und blickt Alles in der üblichen Schjentour: wo sind dann die „noch nie dagewesenen Aussichten“? In der Politik sicher nicht. Nach der fragt Unserer freilich kaum noch; ganz gleichgiltig ist aber auch nicht, daß von unseren Nachbarn der eine verhungert und verkauft, der andere, Oesterreich-Ungarn, auseinanderfällt. Wer Ungarische Goldanleihe nicht früh genug verkauft hat, wird nächstens von den Fingern gebissen. Und sonst? Das Reich braucht viel Geld. Preußen wird sich, sobald die Industrie schlechter beschäftigt ist, nach seinen Ueberschüssen umsehen. Afrika tagte ich auf drei Viertelmilliarden; unter Brüdern. Japan schafft sich die inländischen Anleihen vom Buckel; braucht also von draußen Geld. Rußland noch viel mehr. Beide holen sich zunächst mal die Guthaben, die noch bei uns lagern. Ohne dieses Anleihegeld, das in unseren Bankbureaus gelagert, hätten wir nicht den billigen Geldstand erreicht, der immer die härteste Verlockung zu gewerblichen Anlagen und Unternehmungen aller Art ist. So naiv, den Geldstand auch nur auf Wochen hinaus zu prophezeien, bin ich nicht mehr. Da ändert sich das Wetter so schnell wie (leider) auf See. Aber bei vier Prozent Bankdiskont halten wir schon und ich weiß aus bester Quelle, daß dem Centralausfluß der Reichsbank nächstens eine neue Diskonterhöhung, wahrscheinlich um ein ganzes Prozentchen, vorgeschlagen wird. Noch findet die Spannung heute noch stärker als gegen Ende 1899, wo wir den höchsten Satz hatten. Das Anleihegeld, das in Berlin doch nur auf der Durchreise war, zieht nun allmählich nach Tokio und Petersburg. Dorthin folgen bis März neue große Geldbewegungen aus ganz Europa, nicht die kleinsten aus Deutschland. Können wir solchen Abfluß vertragen? Wir haben nicht dazu. Mit der Liquidität wird dann nicht mehr viel Staat zu machen sein. Und nun rechnen Sie: Strikes, Handelsverträge, riesige Summen dem Markt entzogen und ins Ausland verschickt. Am Ende überlegen sich die Herren in der Behrenstraße zweimal, ehe sie höhere Dividende geben. Bleibt die aber aus, dann ist die Börse enttäuscht und wir erleben einen Kursturz, daß sich die Balken biegen.“

Die sonnige Stimmung, das zuversichtliche Hoffen auf die „enorme Sache“ des Friedens: Alles dahin. Sämtliche Felle weggeschwommen. Um den Jammern den zu trösten, erzählte man ihm, auf Amrum, daß vor uns lag, würden an der Westküste Küstern gefangen. Holsteiner? Er danke. Nur die feinsten Natives mit beglaubigtem Ursprungszeugniß kämen auf seine Junge. Und selbst an die dürfte er jetzt nicht denken. Obs am Magen liegt? Sonst könnte er ein Antipyrenin wagen. Er sei doch schon bei ganz anderem Wetter unterwegs gewesen, habe sich aber noch nie so übel und schwindlig gefühlt. „Kurilbad ist sehr überzahlt.“ Auch ein zweiter Versuch, seine Gedanken abzulenken, mißlang. Für die Wölfe, die Stunden lang dicht hinter uns her flog, immer auf Abfälle gehofft und noch nicht einen armen Bißchen erhascht hatte, interessirte er sich zuerst gar nicht. Und sagte dann: „So wirds uns mit den Austrägen gehen.“ Von seinem Thema also nicht abzubringen. Und an Bord kein See-Ladon, den man fragen könnte, ob diese düstere Prognose nicht nur eine Folge der nausea sei. „Das Geld reißt ab, die agrarischen Handelsverträge kommen, überall Strikes, fünf Prozent Bankdiskont und dabei Kurse, daß man 'ne Leiter braucht, um nur hinaufzugucken! Keiner denkt an Abgaben. Auf welches Wunder warten die Leute denn? Der Friede wird sie nicht glücklich machen. Wir war der Krieg lieber. Ich will nicht schiefliegen. Ich will auf's Trockne, ehe es zu spät wird. Sobald ich zurück bin, fange ich an, zu verkaufen. Vielleicht kann ich heute noch telephoniren. Das ganze Zeug will ich lossein, nichts bei mir behalten.“ Fast klang's wie ein Schluchzen. Er umklammerte das Deckgeländer und begann, im stillen Wattenmeer, mit den Abgaben.



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a.G. (Alte Stuttgarter)

— Gegründet 1854. —
Versich.-Bestand M. Millionen. Seither erzielte Überschüsse M. 125 Millionen.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Prämienbefreiung.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen i. Thüringen
für Nervenranke u. Entzündungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete An-
stalt mit familiärem Charakter. Besitzer:
Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assist.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
war. sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Die erste Autorität

für Graphologie, Frau **Magdalene Thumm-
Kintzel**, Verfasserin des sensationellen Werkes
„Der psycholog. Wert der Handschrift“
besprochen in: Büren-Courier, Tagl. Rund-
schau, Posener Zeitung, Staatsbürger-Zeitung,
Reichsholz, Kreuzzeitung, Hambg. Fremden-
blatt, Strassburger Post, Berl. Lok.-Anz., Tag, ist
unserem Bureau verpflichtet. Jede Analyse 3 M.
Graphologische Anst., Berlin, Dessauerstr. 3.

Journalisten-Hochschule

Berlin W. 35, Steglitzerstrasse 84,
Büro des „Vereins D. Redakteure“,
Beginn d. Wint.-Sem. 16. Okt. Prosp. grat.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Seben erschien:

Neue Sittenlehre.

Von

Anton Menger.

Preis: 1,— Mk., geb. 1,50 Mk.

„Glidin“,
NERVEN-

Dr. Klopfer's Weizen-Lecithin-Eiweiss ist
von sauberster Herkunft. Auf Grund seiner Reiz-
losigkeit u. seines natürl. Gehalts an Lecithin
ist „Glidin“ ein **hervorragendes**
Kraftigungsmittel. Es befördert die Bildung
neuen Blutes, den Aufbau von Körpersubstanz u. be-
wirkt bei abgemagerten, blutarmen, bleichsichtigen
und in der Ernährung zurückgebliebenen Personen schon nach kurzer Zeit Ver-
mehrung des Appetits und Kräftigung des gesamten Organismus.
Preis 1 Pk., reichl. f. vers. Warenbest. 1,20 M.
Nur verl. Glidin, in Apotheken u. Drogeriegeschäften. Dr. Volkmar Klopfer, Dresd.-Leubnitz.

Dr. Richard Nöhring's Sanatorium

für Tuberkulose

Neu-Coswig bei Dresden.

Nur für 24 Patienten I. Kl.

Das ganze Jahr hindurch geöffnet.

Näheres durch Prospekte.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Tammenstrasse

Wein-Restaurant

Déjeuner à M. 2,—, Dinners, Soupers
von M. 3,— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Schramm & Echtermeyer

Gegründet 1835. Dresden A4.
Landhausstrasse 27.

ca. 400 Sorten Cigarren

von den billigsten Preistagen an.
Deutsche Fabrikate. *Kabana-Import.*
Helle Farben.

Cigaretten, in- u. ausländische Fabrikate.

Lieferanten vieler Höfe
und Offizier-Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.



Sensationelle Neuheit

Patent-Metall-Asbest-
Sicherheitsnachtslicht.

Brenndauer 2 Jahre. Franko-Lieferung
unter Einsendung von 50 Pfg. in Briefmarken.

Platzvertreter gesucht.

W. C. Weaver, Düsseldorf, Herzogstr. 75.

Ibach, 1794 gegründet,
Hofpianosortefabrik,
BERLIN W., Potsdamer Strasse 22 b.

Flügel u. Pianinos

in allen Holz- und Stil-Arten.

Event. Eintausch älterer Instrumente bei
Neukauf.

➡ Vorzügliche Stimmungen. ➡
St. Louis 1904 Grand Prix.

Morphium - Entziehungs-
kuren
beendet im
Hause d. Prof.
A. Rehfeld, Adr. Berlin NW., Rathauswstr. 25.

Linden-Buffer

Unter den Linden 31

Vornehmstes und modernstes Weinrestaurant

mit englisch-amerik. Buffet

Elite-Concert.

Lebens-Versicherung.

VICTORIA zu BERLIN.

Lebens-Versicherungsbestand: über 1 Milliarde u. 200 Millionen Mk.
Gesamt-Vermögen: über 1/2 Milliarde Mk.

Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1904: 105,473,467 Mk.

Pro 1904 erhalten die Versicherten 30,945,543 Mark Überschuss
als Dividende.

Volks-Versicherung.

VICTORIA.

FEUER-VERSICHERUNGS-ACTIEN-GESELLSCHAFT.

Ganz neue liberalste Bedingungen.

Feuer-Versicherung.

Umfall-

Haftpflicht-

Einbruch-

Diebstahl-

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.



Original ganze Figur.

Für Maler, Bildhauer, Architekten, Aerzte, Amateure, Zeichner, Kunstfreunde usw.

1. Eva im Paradies. Weibliche Freilicht-Akte

Ich sende: Das komplette Werk (5 Lieferungen) für 10,50 Mk. frko. In Künstlerleinenmappe kompl. für 13 Mk. frko.
Zur Probe: Liefg. 1 für 2,30 Mk. frko.

2. Ein Costume d'Ève. Etude de Nu féminin d'après nature

Künstl. Freilichtaufnahmen in prachtv. Wiedergabe. Ein Aktwerk ohne Gleichen!

Beschlagnahme aufgehoben infolge glänzender Künstlerurteile.

Das Werk umfasst 3 Serien à 3 Liefg. (Format 29½ x 40)

Ich sende: I. oder II. oder III. Serie komplet für à 10,50 Mk. (Alle 3 Serien kompl. für 30,50 Mk.) — I. oder II. oder III. Serie in Künstlerleinenmappe à 13 Mk. frko. (Alle 3 Serien für 38 Mk. frko.)

Zur Probe: 1 Lieferung für 2,30 Mk., 2 Lieferg. für 4,30 Mk., 3 Lieferg. für 6,50 Mk. in gasiegeltem Postpaket. (Ausland entsprechend. Nachnahme 30 Pfg. Porto mehr.)

Ich sende nur zu künstlerischen Zwecken.

Osw. Schladitz, Berlin W. 57, Bülowstrasse 51. Zu.

Vornehme Herren - Garderobe nach Maass Anzüge von 48 Mark an.
Grosse Auswahl englischer u. deutscher Stoffe.
S. Klinkowski, Berlin W., Leipzigerstr. 24 II. Telefon Amt I, 3522.

Vertrauliche Auskünfte bei Anknüpfung neuer Verbindungen,

bei Verheiratung etc. über Familien-, Vermögens-, Privat- u. Geschäftsverhältnisse (auch Ausland und überseeisch) erteilen höchst diskret, zuverlässig u. billigst die

Auskunftei L. ROSSBERG & Co., DRESDEN-A., Marienstrasse 44 c.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Maschinen- u. Schlossermeister u. Fabrikant, Bülowstr. 50, Dresden.
Fabrik. Pianinos von 400 Mk. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 Mk. u. Höher
von 950 Mk. an. Gebrauchte Pianinos 250 Mk. Gebrauchte Flügel ca. 950 an, brennender Buchstein,
Bliese, Dunsen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons, auch billig zur Verle, neu und
gebraucht, vorz. eine Transversalen. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Jährl.
Katalog gratis und franko.



**Kinder-
leichtste
Handhabung**

Emil Wünsche
AKT. GES.
für PHOT. INDUSTRIE.
REICK bei Dresden.

Neueste Schlitz-Verschluß-
Camera: **Victrix**

Nur ein Handgriff für Aufzug und alle Schüttenreihen.

ALLE ARTEN KLAPP- & FILM-CAMERAS.

NEUESTE MODELLE.

Max veringte Preisliste.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5018 und 5424.

Liefert ihre vorzüglichsten Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

== Pfand pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-
stoffen, welchen ein mässiger Alkohol-
gehalt gegenübersteht.

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne n. d. Letzt. Neuheiten v. Carl Brandt jr.,
Görsnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
bess. Spielwaren-Geschäften erhältl.

Wer eine richtige Tonbildung anstrebt, wie
solche gelehrt wird auf Grund einer einzig
dastehenden Forschung u. prakt. Erfahrung
als Opersänger u. Gesangsmeister — u. A.
dreij. Spezial-Tonstudium in Italien — wolle
sich zwecks Stimmprüfung ev. Aufnahme
zur Ausbildung für Oper u. Konzert anmelden.

Prof. Sacal's Kunstgesangs-Schule
W., Genthinerstr. 7, pt. 1. (E. Lützowstr.)



AUG. ENDELL

Schule f. Formkunst, Architektur
und Kunst-Gewerbe für Herrn u.
Damen. Berlin W., Fasanenstr. 43.

Landaufenthalt für

Alkoholranke

auf dem **Rittergut Nimbseh** a. Bober
bei Sagan in Schlesien (früher Niendorf
a. Sch.). Gegründet 1885. Preis pro Tag
6 Mark. Prospekte frei. Sanitätsrat
Dr. Lerche, Alfred Smith.

Eisbärfelle sind nicht besser aber
teurer als meine
Halbsehnenfelle „Ratte Eisbär“; feinste
Seilenteppiche, chemisch gereinigt, geruchlos,
bleibend weiß oder silbergrau etwa 1 m
groß 7,50 Mk. Vorlagen 5 und 6 Mk., bei
3 Stüd franco. Doppelt mit Amerfen, franco.
W. Helms, Länzmühle 95 bei Schne-
verdingen (Lineb. Halbe).

Café Windsor

(Inh.: Max J. Loeb)

47. Mohrenstrasse **BERLIN W.**, Mohrenstrasse 47.

Feinstes Familien-Café der Residenz.

Gut ventilirt.

Jeden Abend Elite-Concert

8—2 h. nachts. Sonntags 4—6 h.
nachm. und 8—2 h. nachts.

Im I. Stock Billardsaal (8 Billards).

Ab 20. September a. c. jeden Mittwoch five o'clock tea Concert 4—6 h. nachm.



Specialität: Kalte Platten, sowie
jed. Abend ein warmes Special-
gericht. — Spielzimmer :: Garten.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei betr. der im Verlag von **Georg D. W. Callway** in München erscheinenden **Halbmonatsschrift**

Der Kunstwart Herausgeber:
Ferdinand Avenarius.

Ausserdem ist dieser Nummer beigeheftet eine Ankündigung des jetzt beginnenden
neuen Jahrgangs der illustrierten Monatschrift

„Kunst und Künstler“.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14,

dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.
Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Kirchbach, Dr. jur. Moser.
Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale; Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Inness! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 9¹/₄-8, Sonntags 9-1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

Schriftsteller!

Bed. Verlag übernimmt Druck und energ. Vertrieb von Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen etc. Trägt einen Teil der Kosten. Coult. Beding. Offerten sub 257 A. H. an Haasenstejn & Vogler, A.-G., Leipzig, erh.



Können Sie plaudern?

Wenn Sie lernen wollen, wie man auf eine passende, anziehende u. interessante Weise eine Unterhaltung anknüpft, wie man sich gebildet u. angenehm ausdrückt, worüber man in der Gesellschaft, bei Tafel mit dem andern Geschlecht redet, Schmeicheleien sagt, kurz ein beliebiger Gesellschafter wird, dann lesen Sie das Werk: „Die Kunst der Unterhaltung“. Pr. M. 1,80 Vorl. v. bekannten Autor Dr. C. A. Gärtner. Wendel's Verlag, Dresden 411.

Macht der Energie!

Wenn Sie lernen wollen, wie man ein energisches und imponierendes Auftreten erlangt, wie man sich eine geachtete Stellung unter seinen Mitmenschen und einflussreiche Beziehungen bei dem andern Geschlecht verschafft, wie man sich von Schüchternheit, Befangenheit und üblen Angewohnheiten befreit, dann lesen Sie das Buch: „Die Macht der Energie“ von Dr. Feisberg. Sie werden ungeheuren Nutzen und Erfolg erzielen. Preis 1,50 Mk. (Katalog gratis).

Sommers Verlag, Dresden 282.

Engros-Knipto-Vertrieb, Ludwig Mertens, Hannover.

Sie sitzt fest!



Durch „Knipto“ sitzt jede Kravatte tadellos und unverschiebbar fest! Verlangen Sie überall den neuesten Patent-Kravattenhalter zugleich Kragenknopf

„Knipto.“
Einmal getragen — unentbehrlich!



Macht der Hypnose!

Ein Lehrbuch des persönlichen Magnetismus, Hypnotismus und der Suggestion. — Sie können sich selbst u. jedermann hypnotisieren. — Sie können ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen u. Willen. — Sie werden Erfolge im Geschäft, Glück u. Beliebtheit erlangen, wenn Sie obiges Werk studieren. — Erfolg garantiert. Preis 1,60 M. Illustr. Prosp. gratis. Wendel's Verlag, Dresden 411.

MUIRACITHIN ist für MÄNNER

bei vorzelligen Melweichezuständen ein hervorragendes Kräftigungsmittel.

Ganze Schachteln N. 10.—, auch halbe Schachteln N. 6.— Man vorl. gratis u. franko Broschüre über von Ärzten u. Professoren erzielte ausserordentliche und dauernde Erfolge sowie Heilung.

Depots:

Schweizer Apotheke, M. Riedel, Berlin W., Friedrichstr. 173.
König Salomo Apotheke, Berlin W., Charlottenstr. 54.
Apotheke zum roten Kreuz, Berlin N., Chausseestr. 115.
Dr. Bretschneider's Ap., Berlin N., Oranienburgerstr. 37.
Reichsadler-Apoth., Berlin O., Gr. Frankfurterstr. 134.

Bestandteile:
KSTR. MUIRACITHIN
OVO LECTIN
RAD LIQUOR PULV.

CANNES
= (Süd- =
Frankreich)
HOTEL Victoria

Volle Pension: 10 bis 15 Frs.
per Tag. — Deutsche Betten.
Nähere Auskunft per Post.



Mohamed Cigaretten

Die Perle des Orients

Carton à 10 Stück

222	100	100	100	100	100
100	100	100	100	100	100
100	100	100	100	100	100
100	100	100	100	100	100
100	100	100	100	100	100
100	100	100	100	100	100

erhältlich in den Cigarrengeschäften nur echt mit Firma auf jeder Cigarette.
Oriental-Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zielz, Dresden.

Charakter-

Kritiken nach der Handschrift. Brief an P. P. Liebe. . . . Rätselhafte ist es, wie es Ihnen gelingt, die seelischen Eigenschaften Ihnen gänzlich fremder Menschen mit wenigen markanten Strichen zu kennzeichnen. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu dem Erzeugnisse jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Nachwerken eines Stämpfers. . . . Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. . . . Auf briefliche Anfrage kostenlos: Broschüre und **Honorarbedingungen** für Charakter-Analysen. Adresse:

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.



THIERY & SIGRAND

BERLIN W. 8,
 Friedrichstr. 179 * Ecke Taubenstr.

Herren-Moden und Ausstattungen

fertig u. nach Maass * Eleganteste Ausführung

Letzte Neuheiten * Solide und feste Preise ::

FERNSPRECHER:
 Amt I, No. 1860.

23 FILIALEN

FERNSPRECHER:
 Amt I, No. 1860.

On parle français * English spoken * Si parla italiano
 Роворить по русски